Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Moderne

Romane des Auslandes

in guten Uebersetzungen.

Band 85.

Der falsche Name von **N. Achscharumow.**

In zwei Bänden.

Der falsche Name.

Roman

von

N. Achscharumow.

Aus dem Russischen frei bearbeitet

von

H. von Lankenau.

Zweiter Band.

Berlin, 1868.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Capitel.

Ariadne.

Die Weihnachtsfeiertage nebst ihren starken Fröſten waren gekommen und gegangen, Sophie Oſſipowna und Helene, die sich ganz den rauschenden Vergnügungen hingegeben hatten, fingen an, an ihre Abreise zu denken. Fedor Leontjewisch trieb beständig nach. Nur mit Mühe war es ihm gelungen, sich einen Monat Reiseaufschub auszuwirken, um mit seiner Familie zusammen reisen zu können, und so war denn die erste Fastenwoche zur Abreise bestimmt, ohne daß die Damen noch mit ihrer Toilette fertig geworden wären. Pelze, Kleider, Mantillen, Kleinigkeiten ohne Zahl waren bestellt und noch nicht bestellt, das Ende aller Vorbereitungen nicht abzusehen. Das Gespräch drehte sich beständig um diese Gegenstände und die Schwestern zankten, nach alter Gewohnheit, oft auf's heftigste.

„Das sind alles Vorwände," sagte einst Sophie zu Helene, die hinfahren sollte, einige bestellte Sachen anzuprobiren und die verschiedene Ausreden gebrauchte, um zu Hause bleiben zu können; „ich weiß, warum Du nicht fahren willst, gewiß erwartest Du Paul Petrowitsch."

„Laß mich mit Deinen Dummheiten in Ruhe, Sophie,"

antwortete Helene heftig, ihre Arbeit auf den Tisch werfend, Paul Petrowitsch denkt gar nicht an mich .... Mich liebt hier überhaupt Niemand. Du und Fedor Leontjewitsch, Ihr denkt nur an Eure Abreise nach Solsk. Was soll ich aber dort bei Euch machen? Welch eine Rolle soll ich da spielen?" In einer abscheulichen Provinzstadt, wo kein anständiger Mensch wohnt, wo man nichts als schäbige alte Beamte und junge Laffen in fadenscheinigen Uniformen sieht. Ich werde dort vor Langweile sterben, denn für meine Zukunft ist da nichts zu finden."

„Wer weiß, Helene, vielleicht ist Dir dort das Glück eher günstig. Was hast Du denn hier gefunden? Bedenke! Wenn sich hier etwas für Dich dargeboten, so hätten ich und Du hier immerhin länger bleiben können, Fedor Leontjewitsch wäre allein vorausgefahren, aber so ...."

„Ihr habt mir keine Zeit dazu gelassen," unterbrach sie Helene mit Thränen in den Augen, „habt mir allerhand Unsinn in den Kopf gesetzt mit Eurem Paul, der gar nichts von mir wissen will und ich bin dumm genug gewesen, Alles zu glauben .... so daß ich mich fast allen Ernstes in ihn verliebt hätte."

„Nun, und ...."

„Natürlich, Euch ist das einerlei; seinetwegen hab ich aber meine Zeit umsonst verloren, er hat mich nur kompromittirt und andere zurückgehalten, die mich vielleicht mit anderen Augen angesehen hätten, wenn er nicht gewesen wäre."

„Nun, und wer sind denn diese Anderen?"

„Das kann Dir ganz gleichgültig sein .... Ich weiß schon wer .... Wenn Du nicht so egoistisch wärest und zuweilen nur ein wenig an mich dächtest, so .... Du aber denkst

immer nur an Dein eignes Amüsement und kokettirst mit Allen, Alle sollen Dir nachlaufen."

„Ich verstehe Dich wirklich nicht, ma chère ...."

„Schweig nur still, Du verstehst mich recht gut."

„Auf wen spielst Du denn aber eigentlich an? .... Ach! nicht etwa vielleicht auf Gregor Alexejewitsch?" fragte Sophie über und über erröthend.

„Vielleicht. Warum nicht auf ihn? Ist das etwa nicht erlaubt in Deiner Gegenwart?"

„Was soll das heißen? Was hast Du da wieder Neues ausgedacht?" fragte Sophie bereits erzürnt.

„Neues? für Andre vielleicht; nicht für uns Beide, cela date depuis bien longtemps. Wer erröthete und erbleichte, als Paul ihn endlich auf Befehl aufgefunden hatte und mitbrachte? Wer schleppt ihn seit der Zeit überall hin, in's Theater, auf Bälle ...."

„Erfindungen, Lügen!" rief Sophie mit brennenden Wangen und blitzenden Augen heftig aufspringend. „Was? Glaubst Du, daß ich mir von einem albernen Kinde wie Du, Vorwürfe der Art machen lassen werde? Ueber was nimmst Du Dir heraus zu urtheilen. Wie ich für gut halte zu handeln, so werde ich handeln und weder Dir noch sonst irgend Jemand in der Welt Rechenschaft darüber ablegen! ... Verstehst Du, Kind, Niemanden! Es mag mir gefallen wer da wolle, ich bin keine Haremsgefangene; und spreche mit wem ich will und kein Mensch hat etwas Böses darin zu suchen .... Ich verachte alle dummen Anspielungen und Bemerkungen!" Sie war so in Wuth gerathen, daß ihr ganzes Gesicht verstellt war, dabei zerbiß und zerriß sie ihr Batisttaschentuch, welches sie in den Händen hatte, in kleine Stücke.

„Sophie, Sophie um Gotteswillen,“ rief Helene, deren Zorn plötzlich dem heftigeren ihrer Schwester wich, mit Thränen und sanfterer Stimme, „sei doch ruhig, daß man uns nicht im Zimmer der Mägde oder im Kabinet hört.“

Diese Bemerkung wirkte. „Hör mich doch an, Sophie,“ fuhr Helene fort. „Ich habe ja nichts Schlimmes von Dir geglaubt, je vous jure! .... Aber was mir in den Kopf kam, können auch Andere glauben, die es Dir nur nicht sagen, sondern hinter Deinem Rücken schlimme Klatschereien machen würden.“

„Wer untersteht sich Klatschereien zu machen? Du solltest Dich schämen, solchen Unsinn zu wiederholen.“

„Ich wiederhole nichts, ich habe nur so Manches von Gregor Alexejewitsch gehört und möchte nicht, daß Du durch ihn in's Gerede kämest.“

„Was hast Du denn von Gregor Alexejewitsch gehört? Viens, Hélène, pas de querelles entre nous. Komm, setze Dich und erzähle mir was Du gehört,“ sagte Sophie halb besänftigt und Helene die Stirn küssend.

„Ach, Sophie, ich habe von Paul Petrowitsch gehört, daß er gar lustig und ausschweifend leben soll.“

„Ausschweifend!“ fragte Sophie, die Augen weit öffnend.

„Ja, er soll einen sehr schlechten Ruf haben und ich fürchte, daß das auch uns vielleicht schaden könne, darum habe ich mich entschlossen, es Dir zu sagen.“

„Unsinn! Welcher junge Mensch lebt nicht lustig? Mit 25 Jahren kann man nicht wie ein Mönch leben, Dein Paul ist ein Pedant.“

„Thue mir den Gefallen, und nenne ihn nicht *meinen* Paul, ich kann ihn nicht ausstehen.“

„Schon gut, laissons cela, aber was sagte er denn eigentlich von ihm? Hat er vielleicht einmal ein Glas zu viel getrunken?“

„O, wenn es nur das allein wäre, aber er soll ganze Nächte lang am Kartentisch verbringen ... dans des tripots horribles ... dann, ich weiß nicht welch einen schmutzigen Auftritt gehabt haben.“

„Da ist es aber schlecht von Paul, daß er Dir dergleichen erzählt und ihn nicht lieber als Freund warnt. Helene, wenn er das nicht gethan hat, so müssen wir es thun; der junge Mensch hat außer uns keine Freunde.“

Am folgenden Tage speiste Lebell bei ihnen zu Mittag. Kaum war nach Tisch der General in sein Kabinet und Helene in ihr Zimmer gegangen, so fing Sophie an, ihn über Lukin auszufragen und erfuhr bald dessen gegenwärtige Lebensweise. Er erzählte, daß Lukin ganze Nächte am Spieltische zubringe, mit Frauen von üblem Ruf verkehre — wir kennen sie: es sind die Sailly und Emilie, welch letztere sich in ihn sterblich verliebt hat, — daß er kürzlich erst in einer Spielhölle, weil er ein falsches Spiel entdeckt, in eine bedeutende Schlägerei verwickelt worden sei u. s. w. u. s. w. Lebell fügte hinzu, wie er es mehrere Male, jedoch ohne Erfolg versucht habe, ihn diesem Leben zu entreißen, wie es ihm auch scheine, daß, da er in der letzten Zeit den Kopf bedeutend habe hängen lassen, ihn irgend ein früheres Leiden, gegen welches er sich wohl vergebens habe betäuben wollen, immerhin niederbeuge, wie auch seine Verluste im Spiel bedeutend gewesen sein sollten, während er früher viel gewonnen habe. —

„Nun und die Scene im Spielhause hat kein Duell zur Folge gehabt?“ fragte Sophie weiter.

„Gottlob nein, am andern Tage war bereits Niemand von der ganzen Gesellschaft mehr in der Stadt zu finden.“

„Und später hat er keine Händel mehr gehabt?“

„Ich glaube nicht. Man fürchtet ihn, gibt ihm nach, weil er unerschrocken bis zur Frechheit ist und eine scharfe, böse Zunge hat. Ich habe selbst gesehen, wie die größten Händelsucher ihm ausweichen und er ihnen Dinge sagt, die keinem Andern so hingehen würden ... Uebrigens geht das eben, so lange es geht, die Zeit kann aber auch kommen, wo er einmal anläuft, eine Kugel durch den Kopf bekommt oder einen Degenstich durch den Leib; — ich hab ihm das längst prophezeit.“

Er schwieg; Sophie ebenfalls. Welche Gedanken in ihrem Kopfe herum gingen? Gott allein weiß es. Einige Minuten vergingen, dann sagte Sophie mit niedergeschlagenen Augen: „Er thut mir leid, Paul, er ist so jung, wissen Sie nicht irgend ein Mittel ihn zu retten, daß er nicht zu Grunde geht?“

„Ich wüßte keins; ich meinerseits vermag nichts über ihn; das einzige wäre vielleicht, wenn er sich mehr an bessere Gesellschaft gewöhnte, mehr im Kreise von Leuten wäre, gegen die er Achtung hegt, deren Rath und Ermahnungen er hörte. So z. B. weiß ich, daß Ihr Haus ein solches ist, welches er liebt und hochstellt. Sie fahren ja aber nach einigen Wochen weg und ich, ... ich verlasse Petersburg auch bald.“

„Wohin?“

„Meine Tante Warwara Pawlowna liegt sterbenskrank

darnieder . . . sie ist 78 Jahre alt, wird also schwerlich durchkommen; stirbt sie nun heute oder morgen, so bin ich ihr Erbe, sie hinterläßt mir etwa 1000 Seelen in verschiedenen Dörfern verschiedener Gouvernements und da muß ich wenigstens einen Jahresurlaub nehmen, meine Sachen zu ordnen."

Das Gespräch nahm hier eine andere Wendung, lange jedoch ging in Sophiens Kopfe der Gedanke herum, Alexejew vom Verderben, vom Abgrund zu retten.

„Es werde daraus, was da wolle," war das Endresultat ihres Nachdenkens, „aber gerettet muß er werden. Alles vorauszusehen, was daraus entstehen kann, ist unmöglich. Kann ich aber Gutes thun, so mag's darum sein. So habe auch ich wenigstens ein Ziel, einen Zweck. Findet sich doch in meinem ganzen Leben nichts, weder Gutes noch Böses, nichts als Alltägliches, als Jämmerlichkeiten; das ist dumm, albern, unerträglich und langweilig." —

Einige Tage hierauf kam er zu ihr. Die Schwester war nicht zu Hause, der General wie gewöhnlich bei seinen Arbeiten.

„Kommen Sie einmal her," sagte Sophie, ihm mit lächelnder Miene entgegengehend. „Setzen Sie sich hierher zu mir, ich bin böse auf Sie, ich will mit Ihnen zanken. Warum sind Sie so lange nicht bei uns gewesen? Was haben Sie die ganze Zeit über gemacht?" —

„So wenig, daß es nicht der Mühe werth ist, zu erzählen."

„Das ist nicht wahr, sehen Sie mir einmal in's Gesicht . . . und Sie erröthen nicht einmal?"

„Warum sollte ich erröthen?"

„Ueber das abscheuliche Leben welches Sie führen."

„Welch ein Leben?“

„O ich weiß, daß Sie Nächte lang beim Kartenspiel verbringen und sonst noch sehr, sehr ausschweifend leben, ist das nicht wahr?“

„Vollkommen wahr und weiter?“

„Weiter? ist denn das etwa nicht schlecht und eine Schande?‘

„Einverstanden.“

„Wissen Sie, das betrübt mich.“

„Ich danke Ihnen ergebenst.“

„Scherz bei Seite, Gregor Alexejewitsch, ich spreche mit Ihnen sehr ernsthaft. Habe ich nicht Recht gehabt, wenn ich für Sie fürchtete? Jetzt sehen Sie selbst, wohin Sie Ihr Leben geführt hat. Einerseits zu einer cynischen Verachtung alles Angenommenen, alles Geachteten und Heiliggehaltenen, anderseits zum Hazardspiel, Schelmereien, Orgien, offenkundige Verhältnisse zu Frauenzimmern, von welchen man nicht weiß, wie man sie nennen soll ... Schlägereien sogar, Gott weiß mit wem, und für wen!“

Lukin sah sie erstaunt an. „Was kann ich dabei thun?“ sagte er; „um solche Verirrung zu verstehen, muß man sich selbst zum Verirrten herablassen, etwas von seiner eignen Tugend opfern, dessen Lage zu begreifen suchen, sie im eignen Herzen gewissermaßen durchleben; und dazu sind Sie nicht im Stande.“

„Warum wäre ich dazu nicht im Stande?“

„Weil dazu eine große Liebe nothwendig ist — und deren sind Sie nicht fähig!“

„Sie glauben?“

„Ja ich bin dessen gewiß, dazu sind Sie zu tugendhaft.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiederte sie, indem sie die Augen niederschlug . . . Von welch einer Liebe reden Sie?“

„Von der, welche keine Grenze kennt und die ist in Ihren Augen eben solch ein Verbrechen wie alles Andre, natürlich an sich selbst nicht, wohl aber was deren Folge betrifft.“

Sophie fuhr heftig auf: „Ich kann wohl lieben, aber nur das Gute . . . das Böse hasse ich.“

„Ja richtig, Sie können wohl lieben, aber nur irgend einen Engel mit Flügeln, ein überirdisches Wesen — richtiger gesagt: sich und nur sich allein; aber unter den Menschen finden Sie keinen, der Ihrer würdig wäre . . .“

„Das ist nicht wahr!“ unterbrach sie ihn heftig. „Ich kann wohl einen Menschen lieben und kann ihn mit reinem Herzen lieben, ohne vor Jemanden einer solchen Liebe wegen zu erröthen; wer aber diese sucht, muß sie verdienen. . . . Einen Menschen ohne Grundsätze, einen Wüstling, kann und darf ich nicht lieben.“

„Ah, sehen Sie,“ unterbrach er sie wieder, „habe ich nun Recht gehabt? Sie sind zu rein, zu tugendhaft, um die Rolle einer barmherzigen Schwester zu übernehmen. Eine reine, uninteressirte Liebe aber, von der zum Beispiel in der Bibel die Rede ist, gibt es hier nicht. Lieben kann man nur, was lebt und selbst liebt, ein Wesen, in dessen Herz, in dessen Adern heißes, lebendiges Blut fließt!“

„Und Sie besaßen solch ein Herz?“

„Ja, ich besaß es!“

„Und das ist nicht genug, Sie aufrecht zu erhalten? Erscheint Ihnen das Bild Ihrer Marie nicht mit Vorwürfen im Augenblick des Vergehens? . . . Gehen Sie in sich, Gregor

Alexejewitsch! denken Sie, sie sei hier, an meiner Stelle. Was würde sie wohl sagen, wenn sie lebte und hier neben Ihnen säße? ... Ich bin versichert, sie würde zu Ihnen sprechen, wie ich es thue. ... Sie würde Sie so bei der Hand ergreifen und Ihnen so in die Augen blicken und Sie vorwurfsvoll fragen: Grischa! was hast Du mir gethan? Hast Du so wenig Mitleid mit mir? weißt Du etwa nicht, wie weh Du mir thust und wie mir Dein guter Ruf, Dein ehrlicher Name, Dein Schicksal, Deine Zukunft über Alles geht?" ...

Lukin war tief gerührt. Ohne ein Wort zu erwiedern, ergriff er die ihm dargebotene Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Wem waren diese Küsse bestimmt? der An- oder der Abwesenden, er wußte es selbst nicht. Ein wohlthuendes, freudiges Gefühl erwärmte sein Herz. Vor ihm war ein liebendes und geliebtes Weib; sie bat ihn um etwas und er hielt ihre Hände und küßte sie.

„Monsieur Alexejew! de grâce! — Ums Himmels willen, was machen Sie! Lassen Sie mich!" rief sie, sich losreißend — Gesicht, Hände und Hals waren feuerroth.

„Verzeihen Sie," flüsterte er, zu sich kommend; „ich hatte vergessen" ...

„Ich verstehe," unterbrach sie ihn, „Sie hatten vergessen, daß ich nicht Marie bin."

„Nein; — ich hatte im Gegentheil vergessen, daß Sie nicht für sich selbst so sprachen. ... Ich nahm für die Stimme des Herzens, was nur meisterhaft durchgeführte Rolle war."

„Gregor Alexejewitsch!" erwiederte sie in tiefer Aufregung, „Sie beleidigen mich. Sie haben Gelegenheit genug gehabt, zu erkennen, Sie haben Beweise genug gehabt, daß

ich Ihnen nicht weniger wohl will, als Marie... in deren Namen ich es wagte, Sie zu bitten; nicht um die Rolle zu spielen, sondern weil mir kein anderes Mittel blieb! ... Meine Bitten, meine Wünsche allein gelten Ihnen ganz und gar nichts!"

„Sie irren sich," antwortete er, ihre Hand ergreifend.

„O, nein! dessen bin ich sicher, davon habe ich mich hinlänglich überzeugt. ... Drücken Sie meine Finger nicht so; das ist nur dummes Zeug, dadurch beweisen Sie gar nichts."

„Was wollen Sie denn für Beweise? ... Ich bin zu Allem bereit."

„Oh, c'est trop vague, Ihr Alles. — Thun Sie Etwas; das wird viel besser sein, als Alles zu versprechen. Hören Sie auf zu spielen!"

„Ihr Wunsch soll mir Befehl sein."

„Und thun Sie das meinetwegen?" fragte sie freudig überrascht.

„Ja, Ihretwegen."

„Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie nicht mehr spielen wollen."

„Ich gebe mein Wort, daß ich nicht mehr spielen werde, — sobald ich nur erst meinen Verlust zurückgewonnen habe."

„Wie das? Sie haben also viel verloren?"

„So ziemlich viel."

„Sie thun mir leid. Ist es denn aber nicht besser, das, was Sie besitzen, zu behalten, als vielleicht noch mehr dazu verlieren?"

„Wenn ich Alles verliere, so sind Sie ganz sicher, daß ich dann aufhören muß."

„Natürlich, aber ist denn das gut? Ist es nicht besser, Festigkeit genug zu besitzen, bei Zeiten aufzuhören?"

Lukin schüttelte den Kopf, sie ebenfalls.

„Ei, ei, Gregor Alexejewitsch, das ist gar nicht gut,“ fuhr sie fort. „Sie, sonst ein vernünftiger junger Mann, reden und handeln wie ein Kind! Ich sehe, auf Ihr Versprechen ist nicht zu bauen; man muß Sie in Händen halten, daß nichts Unbedachtes wieder geschieht; wer aber wird das thun, wenn wir nach Solsk fahren?“

Er saß, die Hände auf den Tisch gestützt und blickte ihr in die Augen, ohne ein Wort zu sagen; sein Blick aber war besonders ausdrucksvoll in diesem Augenblick.

„So kann ich Sie hier nicht lassen,“ fuhr sie fort. „Ich möchte mit der Beruhigung wegfahren, daß Sie irgend eine vernünftige Beschäftigung gefunden haben, oder, wenn das nicht ist, daß auch Sie von hier wegführen.“

„Wohin?“ fragte er.

„Irgendwohin, das bleibt sich gleich,“ antwortete Sophie mit niedergeschlagenen Augen. — „Petersburg ist für so junge Leute wie Sie, ein Verderben. Sie müssen in eine weniger geräuschvolle Gesellschaft, in einen Kreis ruhiger Leute.“

„Und in den Dienst?“ vollendete er.

„Ja und in den Dienst. Lachen Sie nicht; glauben Sie, ich will Ihnen wohl.“

„Ich bin davon überzeugt,“ antwortete Lukin, ihre Hand küssend.

„Laissez donc, hören Sie auf mit den Kindereien — und hören Sie zu, ich spreche vernünftig mit Ihnen. Sie müssen sich eine Stelle irgendwo in der Provinz suchen.“

„Vielleicht.“

„Nein, nicht vielleicht, sondern gewiß. Ich bitte Sie darum, Ihretwegen, ja ich bin sogar bereit, Ihnen dabei behülflich zu sein, wenn Sie es wünschen.“

„Ich wünsche es, gewiß wünsche ich es, Sophie Ossipowna, aber nur unter einer Bedingung — rathen Sie welcher . . .“

Sie blickte ihn seitwärts an und lächelte, antwortete aber kein Wort.

„Unter der Bedingung, daß das zu Suchende im Solsk'schen Gouvernement ist, aber nicht etwa in einem Winke desselben, sondern in der Mitte, bei Ihnen selbst.“

„Nun, ich denke, das ließe sich möglich machen,“ antwortete sie, eine ernsthafte Miene annehmend. „Sprechen Sie einmal mit Fedor Leontjewitsch. . . . Oder wenn es Ihnen lieber ist, so will ich ein Wort für Sie einlegen.“

„Ich will bei Ihnen und nur bei Ihnen dienen, das ist meine einzige Bedingung, das Uebrige richten Sie ein, wie Sie wollen. Befehlen Sie nur, ich bin zu Allem bereit.“ —

Also in diesem Punkte war der Sieg gewonnen, wie es aber so oft geht, schrieb sich jede Partei denselben heimlich zu. Den ganzen Tag über war Sophie in der heitersten Laune, Lukin ebenso. Der Letztere übrigens hatte die gegründetste Ursache, da er endlich das lang gesuchte Ziel vor sich sah: eine gesicherte Stellung weit von der Hauptstadt entfernt. Die möglichen Folgen eines unerwarteten Zusammentreffens mit einem Studenten bei Lebell, hatten ihn anfangs bedeutend beunruhigt, zumal er aus einigen Fragen des Letzteren schließen konnte, wie von ihm die Rede gewesen war. So hatte z. B. Lebell ihn gefragt, in welcher Fakultät er seinen Kursus beendigt habe, und er hatte geantwortet: in der philologischen. Später hatte zwar Lebell nichts weiter erwähnt, wer aber bürgte ihm, daß nicht ein zweites Zusammentreffen andere Fragen, Verwicklungen und Verdacht hervorrufen

konnten. Noch war er einem andern früheren Universitätskameraden im Theater begegnet und hatte sich natürlich gleich entfernt, seine Stellung verfluchend; zumal er im Weggehen noch bemerkte, wie aufmerksam ihm jener nachsah. Ob er ihn erkannt hatte oder nicht, Gott weiß es, genug, es war wieder eine neue Gewitterwolke, die sich über seinem Haupte zusammenzog. Dazu kamen seine schweren Spielverluste in letzterer Zeit; er hatte fast seinen ganzen früheren Gewinn wieder verloren, und war auf dem Punkte, das in der Bank liegende Kapital angreifen zu müssen. Schwere Sorge im Herzen, kehrte er oft nach Hause zurück und mußte dort noch Emiliens Vorwürfe über seine Kälte gegen sie anhören. Sie fühlte wohl, daß er sie nicht liebte und härmte sich ab, ohne ihn jedoch dudurch zu sich zurückbringen zu können. Zwar that sie ihm leid, was aber konnte er für sie anders thun, als für ihr materielles Wohlsein sorgen; sie war ihm immer wenig mehr, als ein angenehmer Zeitvertreib, ein niedliches Spielwerk gewesen.

Mit Matjuschkin war unterdeß eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Der kleine Mensch hatte sich bis über die Ohren in Emilie verliebt und zahlte für diese Phantasie theuer. Abgesehen von der „süßen Qual“ in welcher mehr Wermuth als Honig für ihn war, abgesehen noch von nicht der geringsten Aussicht auf Erfolg, welches man in der gleichgültigen Art und dem ruhigen Lächeln, mit dem sie ihn anhörte, leicht bemerken konnte, hatte diese hoffnungslose Liebe für ihn schlimmere Resultate. Er fing an, Akademie und Stunden zu vernachlässigen, warf sein letztes Geld für jämmerliche Geschenke weg, die sie nur, um ihn nicht zu beleidigen, hinnahm, um sie gleich darauf nicht wei=

ter anzusehen, wartete oft stundenlang vor ihrem Fenster, sie oft nur einen Augenblick zu erblicken und war der glücklichste Mensch, wenn er sie ab und zu besuchen konnte. Endlich hatte er ein Mittel gefunden, öfter zu ihr zu kommen, er brachte ihr Nachrichten von Lukin; in solchem Falle wurde sie liebenswürdiger, gesprächiger. So stand er denn eines Abends wieder Schildwache vor Lukins Thür, der nicht zu Hause war. Die Nacht war kalt und dem kleinen Mann fror heftig. Sich zu erwärmen, trat er in eine Schenke und ertränkte seinen Kummer in Branntwein. Lange war ihm das nicht passirt; er war erstaunt über das unerwartete Resultat: ihm war plötzlich leicht wie nach einer schweren Krankheit, er wurde lustig und schlief nach langer Zeit wieder einmal eines festen todtenähnlichen Schlafes. Am andern Morgen fühlte er sich natürlich körperlich und geistig krank und so nahm er wieder seine Zuflucht zu seinem Arkanum. Die unausbleibliche Folge war, daß er bald ein unverbesserlicher Säufer wurde. Des Morgens, wenn er ausgeschlafen hatte, besuchte er noch zuweilen Emilie und Lukin; der Abend fand ihn regelmäßig betrunken. So geriethen denn bald durch diese Lebensweise seine Kleider wieder in einen solchen Zustand, daß er sich nicht mehr füglich gut sehen lassen konnte und er mußte aus diesem Grunde aufhören, auch Emilie zu besuchen. Dies war seine schlimmste Entbehrung und sie wurde ihm zuletzt so unerträglich, daß er darüber nachzudenken anfing, wie er wohl aus dieser Lage kommen könne. Er überließ die Entscheidung dieser Frage dem Schicksal und begab sich eines Morgens wieder zu Lukin. Dieser, der ihn lange nicht gesehen hatte, schlug die Hände zusammen und betrachtete ihn einen Augenblick, ohne ein Wort zu sagen. Der kleine Mensch erröthete;

er fürchtete, Lukin errathe den Zweck seines Besuchs, der aber dachte nicht daran, errieth jedoch wohl die Ursache der Umwandlung seines Freundes. Er fing an ihn auszufragen, und erfuhr bald die ganze Wahrheit. Zuerst erschien sie ihm lächerlich, dann bedauernswerth, dann beides zugleich.

„Also hast Du sie oft besucht?" fragte ihn Alexejew. —

„Nimm mir's nicht übel, mein Herzchen Gregor Alexejew."

„Was soll ich Dir übel nehmen, meinetwegen heirathe sie, wenn Du Lust hast."

Matjuschkin sah ihn groß an, seine Augen blitzten: „Glaubst Du denn, daß sie mich nimmt?" fragte er.

Lukin betrachtete ihn mit sarkastischem Lächeln. „Wahrscheinlich nicht und gewiß nicht, wenn sie Dich in dem Zustande da sieht. So wie Du augenblicklich aussiehst, nimmt Dich kein Trödelweib vom Markte. Den Weibern gilt der äußere Mensch alles. Wenn Du wie ein ordentlicher Mensch lebtest und gekleidet wärst, nun . . . . . wer weiß; übrigens rathe ich Dir nicht, an so etwas zu denken."

„Warum nicht, Gregor, mein Engelchen?"

„Weil, wenn sie Dich, wer weiß aus welchen Gründen, wirklich nähme, sie Dir gewiß Hörner aufsetzen würde."

„Warum denn das?"

„Weil Du ihr doch nie so viel geben könntest, als sie braucht. So ein 15,000 Rubel, das ist das wenigste, was sie nöthig hat; kannst Du's ihr nicht geben, nun, da wird sie's anderswo suchen. Ich rathe Dir, laß sie laufen, geh nicht mehr zu ihr."

„Ich kann nicht, Brüderchen," antwortete Matjuschkin traurig, „wenn sie mich nur nähme, wer weiß, vielleicht ginge doch Alles gut, ich wäre der glücklichste Mensch." —

„Auf zwei Wochen vielleicht.“

„Wenn auch nur auf einen Tag.“

„Das ist albern, dumm!“ sagte Lukin. Beide schwiegen einen Augenblick; endlich nahm Lukin das Wort: „Höre, Bruder Matjuschkin, Du bist kein Kind, willst Du Dummheiten machen, meinetwegen; Du wirst sie verantworten, nicht ich. Aber erst muß Dein Trinken aufhören, — sieh wie Du aussiehst.“

„Ich weiß das, Gregor Alexejewitsch, hilf mir nur noch diesesmal aus der Noth, es ging ja bisher auch schon Alles, bis der dumme Zufall dazwischen kam.“

„Gut, Freundchen, ich will Dir noch einmal helfen, aber Geld in die Tasche zu geben, das geht nicht. Komm, ich habe selbst einiges zu kaufen, fahr mit mir, ich werde Dich bei meinem Schneider equipiren.“

Nachdem dieses geschehen war, gab ihm Lukin noch zehn Rubel Taschengeld und bestellte ihn zum Abend in den neuen Kleidern zu sich, um zu sehen, was ferner nöthig sein würde.

Kaum war Matjuschkin zu Hause angekommen, als er sich wusch, kämmte, seine neuen Kleider anzog und sich eiligst zu Emilie begab.

Verlegen, und mit heftigem Herzklopfen, trat er zu ihr ein. Seit zehn Tagen hatte er sie nicht gesehen. Sie war gerade im Begriff, auszugehen.

„Ich halte Sie auf . . . . Verzeihen Sie mir, Emilie Pawlowna.“

„Das thut nichts, setzen Sie sich einen Augenblick . . . Welch ein Stutzer Sie geworden sind!“ fuhr sie lächelnd fort. „Alles das ist recht und gut, nur haben Sie Ihr Halstuch

abscheulich schlecht gebunden; warten Sie, ich will Ihnen lehren, wie man es binden muß."

Sie zog rasch ihre Handschuhe aus und fing an, sein Tuch ordentlich zu binden. Matjuschkin war außer sich vor Entzücken, als er die feinen Hände an seinem Halse und den warmen Hauch ihres Athems vor seinem Gesicht fühlte.

„So jetzt sitzt es gut. Jetzt können Sie meinetwegen gleich auf den Ball gehen, wenn Sie wollen," sagte sie und führte ihn zum Spiegel.

„Meinetwegen gleich sterben!" antwortete er, seiner selbst nicht mehr mächtig und kaum wissend, wie ihm geschah.

„Emilie Pawlowna, ich bin der unglücklichste Mensch, der nur auf der Erde lebt! Ich . . . ich liebe Sie unaussprechlich," fuhr er fort, sie mit bittendem Blicke ansehend.

Einen Augenblick blickte sie ihn verwundert an, ohne ein Wort zu sagen und, wie es schien, ohne ihn recht zu verstehen, als ihr aber Alles deutlich wurde, machte diese Erkenntniß auf sie einen sonderbaren Eindruck. Eine solche Erklärung schien ihr so lächerlich, daß sie das Schnupftuch vor's Gesicht hielt; ein gewaltsam zurückgehaltenes Lachen erstickte sie fast, sie wandte sich weg, um ihn nur nicht anzusehen, aber ein zufälliger Blick auf sein Gesicht machte alle Anstrengung sich zurückzuhalten, vergebens. Sie lachte laut auf, warf ihr Tuch weg, sich selbst auf den Divan und hielt sich die Seiten vor Lachen.

Wie vom Donner gerührt, mit offenem Munde, die großen hervorstehenden Augen weit aufgerissen und voll Thränen, stand der unglückliche Matjuschkin vor ihr. Das Kammermädchen, welches das Lachen gehört hatte, trat rasch ins Zimmer; als

sie ihn aber so stehen sah, und das krampfhafte Lachen des Fräuleins hörte, konnte sie sich selbst nicht halten und lachte laut mit. Dieses Duett brachte den kleinen Mann zur Besinnung. Er ergriff rasch seinen Hut und lief hinaus. Emilie eilte ihm sogleich nach und brachte ihn fast mit Gewalt zurück. Sie ärgerte sich über sich selbst und doch konnte sie das Lachen nicht zurückhalten, wenn sie nur an die komische Scene dachte.

„Verzeihen Sie, sein Sie nicht böse! . . . . ich war so dumm, ich weiß nicht, wie mir das geschehen ist . . . Es kam daher, daß Sie so unverhofft . . . Ha, ha, ha! Um Gottes willen, verzeihen Sie mir!"

„Sie wollten ausfahren, Emilie Pawlowna," antwortete er, vor Scham kaum wagend, die Augen aufzuschlagen.

„Ich habe Zeit, warten Sie, erzählen Sie mir etwas . . . Haben Sie nicht Gregór Alexejewitsch gesehen?"

„Heute morgen; und Sie?"

„Schon seit fünf Tagen ist er nicht bei mir gewesen."

Indem sie dies sagte, veränderte sich ihr Gesicht und der Ton ihrer Stimme plötzlich. Matjuschkin that ihr mit einem Male herzlich leid.

„Nochmals verzeihen Sie mir, ich war so dumm, ich habe mich so unverzeihlich gegen Sie betragen!"

Der Unglückliche wußte nicht, was er antworten sollte, ihre angenehme Stimme übte aufs Neue den alten Zauber und hielt ihn zurück; aufs Neue blickte er sie zagend, hoffend an und begegnete ihrem theilnehmenden Blicke. Emilie hatte sehr reizbare Nerven, Lachen und Weinen folgte bei ihr oft unwillkürlich aufeinander; ein neuer Lachkrampf brach aus, heftiger noch als der vorige. Matjuschkin sprang wie ein Be-

sessener auf und stürzte, diesesmal ohne aufgehalten zu werden, hinaus. Auf der Straße, in der Kälte, kam er nach und nach wieder zur Besinnung; ein Stein lag auf seinem Herzen, jede Hoffnung schien ihm verloren, sie, für die er sein Leben gelassen hätte, sie hatte ihn, wie einen Hanswurst auf öffentlichem Platze, ausgelacht und mit Recht.

Wie dumm und albern kam er sich selbst vor.

„Mit einem Male Alles verloren!" Lange lief er so bei schneidender Kälte umher, bis er endlich, im leichten Paletot, durch und durch erfroren, mechanisch seine Schritte in ein Wirthshaus lenkte und die Wirksamkeit seines alten Betäubungsmittels wieder erprobte.

Um sieben Uhr des Abends saß er jedoch bereits in Lukins Gastzimmer, nicht gerade ganz betrunken, aber auch weit davon nüchtern zu sein, bald die Stirn runzelnd, bald zu lachen versuchend, während Lukin's kleiner Diener vor ihm stand.

„Ha, Wasska, was lachst Du, Schurke, ich weiß, was Du denkst, Du glaubst, ich sei betrunken?"

Wasska suchte sein Lachen zu verbergen, indem er den Kopf wegwendete und Miene machte, hinauszugehen.

„Nein, bleib, Du kleine Bestie, so kommst Du mir nicht durch . . . ich, siehst Du, ich bin ja gar nicht betrunken; willst Du, ich werde gerade längs diesem Brette durch's Zimmer gehen."

Matjuschkin stand auf, sein Kunststück in Ausführung zu bringen, als plötzlich heftig geschellt wurde. Wasska lief hinaus um zu öffnen, Matjuschkin hinterdrein; statt des erwarteten Gregor Alexejewitsch aber sah er einen hohen stattlichen Gardeoffizier im Federhut und Mantel mit reichem Biberkragen vor sich.

Ist Gregor Alexejewitsch zu Hause?" fragte er, in's Vorzimmer tretend.

„Nein Herr," antwortete Wasska.

„Er muß gleich kommen," fügte Matjuschkin hinzu, „diesen Augenblick, ich erwarte ihn auch. Treten Sie gefälligst ein. Wasska, nimm den Mantel ab und gieb ihn her, ich will den Schnee abschütteln, Du Thierchen bist zu klein dazu."

Der Offizier blickte ihn verwundert an und trat in's Zimmer. Einen Augenblick darauf kam der kleine Mann auch herein. Er setzte sich in einen Lehnstuhl und betrachtete den hochgewachsenen, ihm unbekannten Offizier, welcher vor dem Spiegel stand und sich sorgfältig den Schnurrbart mit dem Schnupftuch abwischte. Es konnte ihm natürlich nicht in den Sinn kommen, daß das derselbe Lebell war, den er vor vier Monaten mit Lukin gesucht hatte.

Lebell seinerseits wußte nicht, was er aus der drolligen Figur, die vor ihm saß, machen sollte. Daß es kein Diener sei, schien ihm außer Zweifel. Aber unmöglich konnte er doch zu Alexejew zum Besuch gekommen sein. Alles, was diesen betraf, war doch höchst befremdend! . . . So blieb er stumm und blickte zum Fenster hinaus.

Majutschkin jedoch, der nicht einen Augenblick ruhig sein konnte, fing sogleich selbst ein Gespräch an.

„Sind Sie zum ersten Mal hier?" fragte er, sich zusammen nehmend.

„Nein, ich war schon früher hier, doch bin ich übrigens noch nicht lange mit Gregor Alexejewitsch bekannt."

„Verzeihen Sie . . . wenn ich . . . mit wem habe ich die Ehre zu reden?"

„Mein Name ist Lebell."

„Lebell . . . Lebell . . ." wiederholte Matjuschkin, sich zu erinnern suchend. „Den Namen habe ich bereits gehört, kann mich aber nicht besinnen wo . . . nicht weil ich . . . glauben Sie nicht . . . nein, ich habe geradezu vergessen . . ."

„Er ist betrunken," dachte Lebell. „Wahrscheinlich einer aus der Spielgesellschaft . . . Sonderbar, daß Alexejew solches Volk bei sich empfängt." Er wendete sich verächtlich ab. „Wie ist denn aber dem mein Name bekannt! Möglich, daß Kameraden am grünen Tisch von mir gesprochen haben . . ."

„Ach, verzeihen Sie," fuhr Matjuschkin fort, „ich habe ganz vergessen, es interessirt Sie vielleicht, zu wissen, wer ich bin? Ich, mein Herr, bin ein Künstler, Boris Petrowitsch Matjuschkin, ein junger Mann mit großen Anlagen . . . habe bereits die kleine Medaille für Genrebilder, arbeite jetzt um die große zu erhalten . . . In unserer Akademie haben wir auch Offiziere . . . namentlich einen Herrn Wassilkow . . , einen prächtigen Burschen! Kennen Sie ihn nicht?"

„Ich habe nicht die Ehre," antwortete Lebell trocken. „Schade, Lukin kennt ihn . . . Lukin machte seine Bekanntschaft, als wir bah, bah, bah! . . . richtig! . . . als wir Sie aufsuchten — Lebell, Kapitän Lebell! Jetzt hab' ich's, hol's der Kukuk! wie ist mir das nicht gleich eingefallen. — Gardeoffizier . . . Artillerist . . . derselbe! . . . da wollen wir heute einmal lachen, wenn er kommt!"

Lebell blickte ihn verwundert an. — „Betrunken, ohne Zweifel betrunken. Was soll aber das Alles heißen? Woher konnte Matjuschkin denn ihn kennen, ja, ihn sogar aufsuchen mit Alexejew oder mit sonst einem Andern, ehe er selbst mit ihm bei Nachodkin Bekanntschaft gemacht hatte? . . . Und

welch' ein Lukin war denn darin verwickelt u. s. w.?" Welch' ein Wirrwar, welch' eine Reihe Räthsel und Vermuthungen kamen ihm plötzlich in den Kopf.

„Mit wem haben Sie mich aufgesucht? Ich habe nicht recht gehört," fragte er forschend.

„Nun, mit Gregor Alexejewitsch."

„Hm, ha, so glaube ich auch, mir schien nur, als ob Sie einen andern nannten." Lebell fing an, ihn vorsichtig weiter auszufragen, um etwas Näheres zu erfahren. „Und wer machte mit Wassilkow zu jener Zeit Bekanntschaft?" fragte er leichthin, als ob es ihn kaum interessire.

„Wer mit Wassilkow Bekanntschaft machte? Nun ich und Gregor Alexejewitsch?"

„Gregor Alexejewitsch Alexejew?"

Matjuschkin sperrte die Augen weit auf und blickte ihn erst erstaunt, dann plötzlich verwirrt an, wie wenn er sich an etwas erinnere. Lebell, der fortfuhr, auf und abzugehen, bemerkte im Spiegel, wie jener sich mit der Hand vor die Stirn schlug.

„Hm, Alexejew . . ." sagte er, „richtig, Alexejew . . . freilich, wer denn sonst noch!"

„Aber Lukin?"

Matjuschkin gerieth augenscheinlich in Verlegenheit, trotz seiner Trunkenheit. „Lukin?" brummte er vor sich hin, „Was reden Sie von Lukin? Hab' ich denn Lukin gesagt?"

„Ich glaube, ja, ich kann mich übrigens verhört haben; es ist sogar möglich, daß ich Sie nicht recht verstanden habe," fügte er gleichgültig hinzu, in der Hoffnung, weiteres zu erfahren, ohne Matjuschkins Verdacht zu erregen.

Der Ton und die Worte beruhigten Matjuschkin voll-

ständig, dessen Verstandesfähigkeiten bereits auf dem Punkte waren, daß er einen Augenblick darauf das ganze Gespräch vergessen hatte. Er fing wieder an zu schwatzen und dieses Mal hörte Lebell aufmerksam zu; wie jedoch ein Betrunkener instinktmäßig einen großen Bogen beschreibt, wenn er um einen Laternenpfahl oder eine Straßenecke gehen muß, so überging auch Matjuschkin, was etwa Lebell hätte interessiren können.

„Sie sprachen, glaube ich, von einem gewissen Wassilkow, der die Akademie besucht?“ fragte Lebell weiter.

„Hm, ja, Wassilkow, ein Offizier mit Federhut und Degen, . . . jeder Soldat nimmt die Mütze vor ihm auf der Straße ab . . . bei uns aber sitzt er unten, ganz unten, keinen ordentlichen Kopf kann er richtig zeichnen . . . so geht es!“

„Und kennt ihn Gregor Alexejewitsch genau?“

„Wen?“

„Den Wassilkow?“

„Ob er ihn kennt? . . . den kennt alle Welt.“

„Seit wann kennt er ihn?“

„Seit vorigen September.“

„Sie, glaube ich, sagten, Sie suchten damals . . .“

„Ja,“ unterbrach ihn Matjuschkin, „richtig, wir suchten damals einen Artillerieoffizier, den brauchte er gerade, nun, und ich brachte ihm den Wassilkow, weil . . .“ Hier stockte Matjuschkin, wieder Lebell mißtrauisch ansehend . . . „ja, ja, wir kennen einander gut. Obgleich er ein großer Herr geworden ist, Equipage hält, sogar mit Generalen bekannt ist, schämt er sich doch nicht vor unsereins . . . Ein Goldjunge!“ —

„Nun, wozu aber brauchte er denn gerade einen Artillerieoffizier?“

Matjuschkin kniff die Augen zusammen: „Haha, Alterchen," dachte er, ausfragen willst Du mich? Angeführt, nichts wird daraus. Allzuviel ist ungesund!"

Er zuckte die Achsel und antwortete nicht.

„Sie kennen Alexejew schon lange?" fragte Lebell lächelnd weiter.

„Ja, ja, schon ziemlich lange, ich glaube, seit wir zusammen im Gymnasium auf einer Bank saßen."

„So? da kennen Sie wohl auch seine Familie?"

„Nein, die kenne ich nicht. Seine Familie ist irgendwo im Pskowschen Gouvernement, in der Nähe von Toropetz ... Gutsbesitzer ... waren nie hier; er war hier immer nur allein."

„Und später in der Universität, waren Sie da mit ihm zusammen?"

„Nein, wir trennten uns schon im Gymnasium. Er beendigte seinen Kursus, mich bat man, so freundlich zu sein, ihn nicht zu beendigen!"

Lebell lächelte wieder und sah auf die Uhr.

„Gregor Alexejewitsch kommt nicht," sagte er, „und ich kann nicht länger warten. Wenn Sie ihn sehen, so sagen Sie ihm, ich sei hier gewesen, um Abschied zu nehmen, ich reise morgen früh mit der Post ab; gegen zwölf etwa komme ich noch einmal zu ihm an."

„Sie reisen ab? ... Nun, das ist schade! ..."

„Sie werden nicht vergessen, ihm das zu bestellen?"

„O, seien Sie ruhig, Sie glauben vielleicht, ich sei betrunken?"

„Nein, durchaus nicht. Leben Sie wohl —"

Nachdem Matjuschkin den Kapitän begleitet hatte, kehrte

er gähnend in's Zimmer zurück, legte sich auf den Divan und schlief ein. Lukin weckte ihn um zehn Uhr. Er hatte bereits von Wasska erfahren, daß Lebell bei ihm gewesen war und errieth die Ursache seines Besuchs, weil die Maewskys, von denen er kam, ihm die Abreise ihres Verwandten mitgetheilt hatten. Ihn beschäftigte ein anderer Gedanke jetzt bedeutend mehr. Sophie hatte ihm zugeflüstert, wie der General versprochen, ihm bei sich in Solsk eine Stelle zu geben und so war er bei sehr guter Laune.

Seine Abreise mit den Maewskys war zur ersten Fastenwoche bestimmt. Diese Nachricht, die er Matjuschkin mittheilte, erfreute Letzteren nicht sehr, besonders, als er sich seiner letzten Scene bei Emilie erinnerte, während alles spätere wie ein Traum aus seinem Gedächtniß entschwunden war.

„Was läßt Du den Kopf so hängen?“ fragte Lukin. „Freue Dich mit mir; auch Deine Lage wird sich verbessern. Ich habe Dich an verschiedenen Stellen empfohlen, und einige gute Bekannte, deren Adresse ich Dir nachlassen werde, haben versprochen, Dir Stunden zu verschaffen. Wenn Du sonst etwas gebrauchst, so schreib mir nur. Deiner Fürsorge überlasse ich auch Emilie, die versprochen hat, sich ordentlich zu halten. Vor der Hand hat sie Alles, was sie braucht, und das Spätere wird sich finden. Dir aber rathe ich noch einmal, heirathe nicht, warte wenigstens, vielleicht vergeht Dein Schwindel; willst Du aber durchaus nicht hören und sie willigt ein, nun so schreibe mir, ich werde die Ausstattung besorgen.“

Lange saßen sie noch und machten Pläne für die Zukunft, spät erst ging Matjuschkin nach Hause.

Endlich nahte der langersehnte Tag der Abreise heran, Bis dahin hatte Lukin für die Schwester Aufträge ohne Ende gehabt und war kaum damit fertig geworden. Emilie hörte die Nachricht ruhiger und gelassener an, als er erwartet hatte, da sie ja längst darauf vorbereitet war, als aber der Augenblick herankam, wußte Lukin nicht, was er mit der Unglücklichen anfangen sollte. Halb besinnungslos und in Thränen aufgelöst, ließ er sie in Matjuschkin's Händen zurück und fuhr zu den Maewsky's. Sein Reiseschlitten war fertig, alle Sachen eingepackt. Daneben stand die ihm von früher bekannte Reiseequipage. Die Damen kamen ihm in Reisekleidern entgegen und erinnerten ihn so lebhaft an ihr erstes Zusammentreffen.

„Setzen Sie sich und essen Sie erst ordentlich, denn vor Abend bekommen Sie nichts. Ich liebe nicht, bei den widerlichen, unsaubern Stationshäusern unterwegs anzuhalten."

„Ein einziges ausgenommen," bemerkte Helene.

„Schweig', Helene, Du störst ihn, wir müssen fahren."

„Wo aber ist Fedor Leontjewitsch?" fragte Lukin, sich umsehend.

„Er ist heute bereits ganz früh Morgens vorangefahren, um überall anzuordnen, daß wir keinen Aufenthalt auf dem Wege haben," sagte Helene. „Dann hat er auch noch einige Geschäfte in Nowgorod."

„Und hat befohlen, Ihnen mitzutheilen, daß er uns Ihrer Aufmerksamkeit auf's Strengste anbefiehlt . . . Von diesem Augenblicke an sind Sie in unserm Dienst, verstehen Sie, mein Herr?" setzte sie hinzu.

„Madame brauchen kein Wort zu sagen, um verstanden zu werden, Sie brauchen nur zu winken," antwortete scherzend Lukin.

So endigten sie scherzend und lachend ihr Frühstück und waren herzensfroh, aller Abschiedsbegleitung überhoben zu sein, sie hatten es nämlich so eingerichtet, daß alle Bekannten glaubten, sie würden erst nach einigen Tagen abreisen.

Präcise um zwei Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Hinter dem Moskauer Schlagbaum sah Lukin zurück und bemerkte ein Dreigespann, welches im raschesten Laufe folgte.

„Lebe wohl, Bruder Gregor Alexejewitsch," rief eine ihm wohlbekannte Stimme, als das Dreigespann näher herangekommen war.

Matjuschkin, neben ihm Emilie streckten ihre Hände zum Schlitten heraus.

„Halt!" rief Lukin seinem Kutscher zu.

Er sprang zum Schlitten heraus und umarmte seine treuen Freunde noch einmal.

Einen Augenblick später eilten seine Pferde im vollen Carriere die Landstraße hinunter, eine Staubwolke hinter sich lassend. Der andere Schlitten stand noch kurze Zeit auf derselben Stelle.

In demselben lag Emilie in Ohnmacht, bleich wie der Schnee, mit welchem Matjuschkin, der besorgt neben ihr stand, ihr die Schläfe rieb.

Zweites Capitel.

Die Nachbarn.

Der Gardehauptmann Paul Petrowitsch Lebell hatte nach dem Tode seiner Tante einen Jahresurlaub genommen und Petersburg verlassen. Große Umstände verursachte ihm diese neue Erbschaft. Die ihm zugekommenen Güter lagen in verschiedenen Gouvernements in weiter Entfernung von einander und waren in ziemlich vernachlässigtem Zustande. Nur ein Dorf, Sorokino, ein Gut von etwa 600 Seelen, im S . . . schen Gouvernement, befand sich in erträglichem Zustande; das zweistöckige herrschaftliche Wohnhaus war ein altes schönes Gebäude und ihm noch aus seiner Jugend her wohl bekannt: es hatte ihm von jeher mehr als irgend eins seiner eigenen Güter gefallen. Er entschloß sich kurz, alles was ihm von der Tante zugefallen war, zu verkaufen und von dem Erlös Sorokino und sein Majoratsgut Troitzko auf's Beste in den Stand zu setzen. In dem Letzteren war er noch nicht gewesen und glaubte es noch in demselben Zustande wiederzufinden, wie er es vor längeren Jahren, noch zu Lebzeiten seines Vaters, verlassen hatte; seine Erwartung wurde aber auf's bitterste getäuscht. Als er im Juni, ohne

vorher von seiner Ankunft zu schreiben, unerwartet dort ankam, fand er ein furchtbares Chaos: das Vieh mager und verhungert, die Felder nur zur Hälfte bestellt, das Korn jämmerlich und niedrig, die Pferde im Hafer weidend, die Bauern bleich, abgerissen und zerlumpt, die Hütten halb eingefallen und die Strohdächer verfault, manche ganz unbewohnt, das herrschaftliche Haus sogar ganz im Verfall. In den Zimmern überall Staub und Spinngewebe, die Oefen unheizbar, selten ein Fenster unzerbrochen, die Thüren ohne Schlösser, die Möbel ohne Ueberzüge, die Vorhänge zerrissen. Im Garten unter einem Apfelbaum waren ein paar Kühe angebunden und fraßen Gras, unter dem Balkon wühlten Schweine in den Sträuchern und gruben Wurzeln aus. Der Verwalter, ein Lieblingsdiener seines alten Vaters, kam ihm unrasirt, ungekämmt mit geschwollenen, verschlafenen Augen entgegen. Seine bloßen Füße waren in der Eile mit hinten niedergetretenen Pantoffeln bedeckt und ein alter Nankinrock bedeckte seinen feisten Wanst nothdürftig. Mit Mühe nur erkannte Lebell seinen alten Bekannten Nikita, welchen er noch vor zehn Jahren als einen gewandten schlauen Burschen verlassen, dessen Livree immer rein und sauber geputzt war, während seine Wäsche weiß und stark gesteift, ihm das Ansehen eines Dieners aus gutem Hause gab.

„Ist's möglich, Nikita, bist Du's?“ fragte der Hauptmann ihn verwundert ansehend.

„Ich, Herr,“ antwortete jener, sich die Haare mit den Händen zurückstreichend.

„Wie sieht's denn aber bei Euch so schmutzig und liederlich aus?“ fuhr der Hauptmann sich traurig umsehend fort.

Nikita wurde verwirrt und wußte nicht, was er sagen

sollte; er brachte konfus allerlei Unsinn hervor, aus welchem nur herauszubringen war, daß Alles in Gottes Händen stehe, Alles Gottes Schickung, und wenn es Gott gefalle, auch wieder gut werden könne. Lebell hörte ihn nicht weiter an und wendete sich mit Widerwillen ab. Eins nur ging ihm im Kopf herum: wie ein so verfallenes Gut, in welchem der Verwalter so unverzeihlich gewirthschaftet und ihn sichtlich abscheulich betrogen haben mußte, ihm immer eine so gute Einnahme gebracht hatte, die ihm auch alljährlich richtig übersandt worden war ... Woher war das Geld gekommen? — Das Räthsel löste sich ihm erst einige Tage später. Als er nämlich zu Pferde seine Besitzung umritt, suchte er vergebens seine lieben alten, ihm so befreundeten heimathlichen Wälder, welche einst im ganzen Kreise berühmt gewesen waren. An deren Stelle fand er nur kurzes Unterholz, Gebüsch und abgehauene Baumstumpfe. Am selben Tage auch erfuhr er die ganze Geschichte: die Wälder waren nach und nach zum Abhauen verkauft und jüdische Kaufleute hatten die prächtigen Stämme auf der Düna nach Lievland transportirt. Aus dem Erlös der Wälder hatte Nikita ihm das Geld, als Einnahme von dem Gute, nach Petersburg geschickt; was aber für verkauftes Korn eingegangen, wie die von den Bauern erpreßten Abgaben in seine eigene Tasche gesteckt.

Lebell, den dieses alles sehr betrübte, wußte nicht, was er machen sollte. Im ganzen Hause waren kaum ein paar einigermaßen bewohnbare Zimmer und auch die bedurften großer Reparaturen, um sie wieder in Stand zu setzen. Nikita war ein abgefeimter Spitzbube. Fest entschlossen, ihn abzusetzen, wartete er jedoch mit der Strafe noch vor der Hand, bis zu gelegener Zeit und verlangte nur die Abrechnungen.

Er erhielt ein paar schmierige Hefte, die er zu sich nahm und dann einschloß, indem er sagte, er werde sie gelegentlich einmal durchsehen. Anfangs war Nikita nun in großer Angst und erwartete mit Zittern und Zagen das ausbrechende Ungewitter; aber Tag auf Tag verging und von diesem war keine Spur zu merken. Der Herr war, wie bei sich selbst zu Gast gekommen, fragte und erkundigte, ja wie es schien bekümmerte sich um gar nichts, kaufte sich nur ein Pferd in der benachbarten Stadt und ritt bald hier, bald dort hin.

„Was ist das für ein drolliger Kauz," dachte Nikita, „wenn er mich nur einmal ordentlich aushunzte, auch meinetwegen durchprügelte oder tüchtig drohte — aber nein, kein Wort, was soll das heißen? Sieht im Vorbeigehen auf das Vieh oder in die Scheune so gleichgültig, als ob ihm hier nichts angehöre; wenn er auch nur den Finger rührte. Weiß der Kukuk, was der im Sinn hat."

So war Freund Nikita längere Zeit in großer Sorge, als aber die Zeit verging und der Herr, nach wie vor, ruhig und schweigsam, scheinbar nichts that, so fing er an sich nach und nach zu beruhigen, konnte aber nicht umhin sich stark zu wundern.

„Einfaltspinsel das!" äußerte er sich einst gegen Martha, seine Frau.

„Weiß der liebe Himmel, was das für ein Mensch ist! Dem, glaube ich, wär's ganz einerlei, ob Gras wächst oder nicht . . . Freilich dient er auch in der Garde, schlendert in der Hauptstadt umher, aber was das Landwesen betrifft, damit mag er sich die Hände nicht beschmutzen, das ist nicht fein genug für ihn. Troitzko ist dem ganz gleichgültig! Geld ist ihm ja genug vom Vater her geblieben, um in Peters-

burg unsere Groschen zu vergeuden... Der ist nicht wie sein Alter. Wenn der einen nur anschrie, so waren auch gewiß die Prügel nicht weit, oft genug habe ich sie im Stalle kosten müssen, aber dieser ist wie ein gutmüthiges Schaf, kommt selbst zur Schur ... nun mir soll's recht sein, vergessen werde ich mich schon nicht!"

Er hatte sich aber doch arg in seiner Rechnung geirrt. Am Abend desselben Tages noch, als er so renommirt hatte, kam der Herr unerwartet selbst in sein Haus. Mit demselben der Landrichter und zwei Dorfschulzen.

„Ist Deine Martha zu Hause?" fragte der Hauptmann.

„Nein Herr, sie melkt eben die Kühe," antwortete Nikita merklich bestürzt.

„Und wo sind Deine Kinder?"

„Sie sind bei der Mutter, Paul Petrowitsch."

„Nun um desto besser, denn ich habe mit Dir in Geschäften zu reden. Sei jetzt einmal so gut mir zu sagen, was aus unsern Wäldern geworden ist?"

Nikita erblaßte und zitterte. Ihm wurde jetzt mit einem Male klar, warum sein Herr bisher kein Wort gesagt hatte und was die Gegenwart des Schulzen bedeuten sollte.

„Väterchen Paul Petrowitsch! machen Sie mich nicht unglücklich," brüllte er und fiel seinem Herrn zu Füßen.

Lebell zuckte die Achseln.

„Steh auf Freund, schäme Dich, Du bist ja kein altes Weib; ich wünsche Dein Verderben nicht und darum will ich Dich erst selbst fragen, sage mir aufrichtig, was ist aus unsern Wäldern geworden?"

„Väterchen Paul Petrowitsch! Verzeihen Sie, ich bin nachlässig gewesen, habe schlecht nachgesehen, die Dünaer

Kaufleute, die Spitzbuben, haben heimlich alles aushauen lassen!“

„Und was hast Du von ihnen dafür bekommen, daß Du das zugelassen hast?“

„Keinen Groschen, Paul Petrowitsch; mögen mir die Hände abtrocknen, möge mich das Gewitter erschlagen, möge mich die Erde hier auf der Stelle verschlingen, wenn ich nicht wahr rede, wenn ich auch nur einen Kopeken herrschaftlichen Geldes mir zugeeignet habe!“

Lebell hörte ihm verächtlich lächelnd zu.

„Nun, wenn dem so ist, so habe ich weiter nichts mit Dir zu reden ... Ich bitte Sie, mein Herr,“ sagte er zu dem Landrichter, „thun Sie also Ihre Pflicht.“

Das geschah denn auch sehr rasch. Man rief ein paar Polizeisoldaten herbei, nahm alles Vorhandene in Beschlag und versiegelte Kisten und Kasten. Nikita arretirte man und führte ihn ab. Die Untersuchung dauerte nicht lange; so genau, so sorgfältig waren alle Ueberführungspunkte bereits von Lebell aufgestellt, daß Nikita schon am folgenden Tage des Diebstahls überführt, in Fesseln gelegt, in's nächste Gefängniß zur Deportation nach Sibirien gebracht werden konnte. Zwar bat seine Frau fußfällig für ihn um Gnade, doch ließ sich Lebell nicht erweichen; er versprach nur für sie und ihre Kinder zu sorgen, gegen Nikita jedoch war er unerbittlich. Diese und andere Unannehmlichkeiten hatten ihm den Aufenthalt auf seinem Gute vor der Hand so verleitet, daß er anfing, um sich zu zerstreuen, einige Gutsnachbarn zu besuchen. So fuhr er denn auch eines Tages zu einem alten Freund seines Vaters, einem langjährigen Bewohner jenes Kreises, Kirssanow.

Basil Michailowitsch Kirssanow, ein alter dicker verabschiedeter Dragoner-Lieutenant von etwa 50 Jahren, mit entsetzlich langem Schnurrbart in seinem breiten Tartarengesicht, war ein höchst gastfreier Wirth. Lebell traf ihn auf seinem Balcon im persischen Schlafrock und Pantoffeln, einem langen Kirschbaumpfeifenrohr nebst türkischer Pfeife und einer Nummer der Petersburger Zeitung „Der Invalide" in der Hand. Er erkannte Lebell nicht sogleich, da er ihn zuletzt vor zehn Jahren, noch als schlanken, jungen milchbärtigen Fähnrich bei seinem Vater gesehen hatte, war aber doppelt froh, ihn so gesetzt und gereift wieder zu sehen.

„Bah! ha, ha, ha,! Paul Petrowitsch!" rief er fröhlich, ihn nach russischer Sitte, auf beide Wangen herzhaft küssend. Ist's möglich, Sie sind's? Wie haben Sie sich verändert. Nun freilich, ich bin ja auch nicht jung geblieben, auch ein alter Kater geworden, freilich, zehn Jahre sind keine Kleinigkeit. Sie sind noch bergauf gegangen, während ich bedeutend bergab mußte! He! Awdotja! Anissim! he! ruft doch einmal rasch die gnädige Frau, sagt, es sei ein theurer Gast angekommen."

Er hatte kaum geendigt, als Madame bereits erschien und, die Hände zusammenschlagend, auf ihn zueilte:

„Paul Petrowitsch," sagte sie, „welch' ein lieber Gast!"

Eine leichte Röthe bedeckte Lebells Gesicht, als er seine alte Freundin wiedersah. Gewandt trat er auf sie zu und küßte ihr die Hand. Kleopatra Iwanowna war eine magere, kleine Brünette, von nahe an 40 Jahren, eine Dame, wie viele jener Zeit, die ihren Balzac auswendig wußte und fest an seine Weisheit glaubte, immer höchst sorgfältig und zierlich gekleidet war und übermäßig Bouquet d'Impératrice und

Patchouly gebrauchte. Seit jener Zeit, wo Lebell ihr den Hof gemacht, hatte auch sie sich sehr verändert, nur der Rahmen des früheren Bildes war noch derselbe, dieselbe Grazie, dieselben Augen, dieselben feinen kleinen Hände.

Lebell fühlte sich bald wieder heimisch unter seinen alten Freunden und theilte ihnen bei Tische seine Unannehmlichkeiten mit und wie ihm auch unter andern zu Ohren gekommen, daß man ihn der Hartherzigkeit und der Grausamkeit beschuldige.

„Der Henker, brauchen Sie sich um diese mitleidigen Seelen zu bekümmern," antwortete der alte Soldat. „Ihr Nikita war ein großer Spitzbube, hätte er mir das gethan, was Ihnen geschehen ist, ich hätte ihm den Hals umgedreht; gehängt zu werden ist zu wenig für den! Denken Sie doch, wie er Ihre arme Bauern gequält und ausgesogen hat!"

Lebell schlug die Augen nieder.

„Leider trifft auch mich hierbei ein schwerer Vorwurf; seit zehn Jahren bin ich nicht hier gewesen und habe mich blindlings auf einen Menschen verlassen, den ich nicht genau kannte," sagte er. „Jetzt bleibt mir wahrscheinlich nichts anders übrig, um Alles gehörig in Ordnung zu bringen, als meinen Abschied zu nehmen und mich ganz hier niederzulassen. Könnte ich, der ich noch in so vielem unerfahren bin, nur einen tüchtigen, ehrlichen Verwalter finden, so wäre mir das eine große Hülfe. Vielleicht, Basil Michailowitsch, können Sie mir darin zur Hand gehen und mir Jemand dergleichen empfehlen, bei dem ich lernen und dem ich zugleich auch Troitzko ruhig übergeben könnte?"

Das wird nicht so leicht sein, Paul Petrowitsch, doch wollen wir uns umsehen; in den letzten Jahren hat der Tod

hier unter den Alten so ziemlich aufgeräumt, die Neuangekommenen sind mir wenig bekannt und wüßte ich augenblicklich nicht, wen ich Ihnen empfehlen sollte. Auch unter den alten Gutsbesitzern ist mancher ruinirt, manchen hat der Tod weggerafft. Eletzky hat da z. B. Orechin verkaufen müssen. Schgutow ist in andere Hände gekommen, da Lukin gestorben ist . . . ein uns unbekannter Riäsanscher Gutsbesitzer hat es geerbt."

Lebell, der Kleopatra Iwanowna ansah, wurde bei diesem Namen aufmerksam.

„Was ist das für ein Lukin? Ich erinnere mich keines solchen?"

„Ja, der wohnte nicht in Ihrer Gegend . . . der wohnte im **schen Kreise, etwa 8 Werste hinter * . . . Alexei Michailowitsch Lukin, haben Sie ihn nicht vielleicht bei uns gesehen?"

„Nein."

„Ach, mein Schatz," (hierbei wandte er sich an seine Frau) „erinnerst Du Dich noch des alten Ussow, Iwan Kusmitsch, der bei Lukin war? . . . Hm! das wäre ein Verwalter für Sie . . . Da müßte man sich nur bei Werigins erkundigen, die kennen ihn; Paul Petrowitsch, erinnern Sie sich der alten Elisabeth Iwanowna Werigin?"

„Ein wenig wohl," antwortete Lebell.

„Nun mein Väterchen, ich sage Ihnen, was die jetzt für eine Tochter hat! In der sitzt Race und Feuer. Nun Sie werden schon sehen; ein Mädchen, ich sage Ihnen!" Hierbei brachte der alte Dragoner seine Fingerspitzen an den Mund und schnalzte mit der Zunge.

„Basil Michailowitsch! schäme Dich, Du alter Graukopf," sagte seine Frau.

„Schweig nur, Kleopatchen, so was versteht ihr nicht, bist Du denn eine Nonne, daß man vor Dir jedes Wort abwägen müßte? — Schade nur," wendete er sich an Lebell, „daß sie keine Aussteuer hat, sonst würde ich Ihnen die zufreien."

„Was das für ein Unsinn ist," unterbrach ihn seine Frau. — „Als ob ich Marie Wassiliewna nicht kennte! ... So weit ein ganz gutes, niedliches Mädchen, aber scheu, wie ein wildes Reh. Bei jedem Wort, über und über roth, in Gesellschaft stumm, wie ein Fisch und dann diese brandrothen Haare, daß es ein Jammer ist!"

In diesem Augenblick wurde die Thür geräuschvoll geöffnet und ein schwarzäugiges, sonnverbranntes Mädchen von etwa sieben Jahren lief springend durch's Zimmer, als es aber den Fremden erblickte, blieb es beschämt stehen, machte ein Knixchen und eilte rasch auf die Mutter zu, das Gesicht in deren Schooß verbergend.

„Papachen," rief es von da aus dem Vater zu, „Ossip ist mit einem Briefe von Toropetz gekommen."

Der Vater rief das Kind zu sich, streichelte dessen Kopf und sagte, zu Lebell sich wendend:

„Da ist bei uns auch ein neuer Zuwachs; diese kennen Sie auch nicht, das ist unsere Olga ... Wir verlieren hier keine Zeit, wie Sie sehen, nicht so, wie Sie in Petersburg -- Ich meine, es wäre auch für Sie Zeit, sich so etwas anzuschaffen."

Kleopatra Iwanowna schlug lächelnd die Augen nieder.

„Nun komm, Olinka," fuhr der Alte fort, „Ossip wartet; wollen sehen, was er hat."

Er nahm die Kleine bei der Hand und verließ das Zimmer. Lebell und Kleopatra Iwanowna gingen nach dem Garten.

„Errinnern Sie sich noch dieser Bank?“ fragte sie, ihn zu einer schattigen Linde führend, unter welcher eine alte, vor Alter graue Bank angebracht war.

„Gewiß,“ antwortete Lebell lächelnd.

„Setzen wir uns ... Und gedenken Sie der alten Zeit noch gern?“

Lebell küßte schweigend ihre Hand als Antwort.

„Cher ami!“ fuhr sie fort. „Sie waren damals noch ein Kind. Sie versuchten Ihre jungen Flügel bei mir zuerst. Es war Ihr erstes Debüt;... mir war ein so frisches, junges Herz neu, ich überließ mich sorglos meinen Eindrücken und hatte mich fast selbst wie eine Närrin verliebt.“

„Fast?“ wiederholte er lächelnd.

„Ja, das war so lockend, so naiv und, das kann ich Ihnen jetzt wohl sagen, ein Glück, daß Ihr Urlaub zu Ende war, ehe wir noch Zeit hatten, Thorheiten zu machen ... Nicht wahr?“

„Gott weiß, Kleopatra Iwanowna, für Sie glaube ich, war eben keine Gefahr, Sie haben nur mit mir gescherzt, weiter nichts.“

„Sie glauben?“ sagte sie seufzend und den Kopf schüttelnd, auf welchem schon hin und wieder ein silbernes Haar durchschimmerte.

„Zu spät, meine Liebe!“ dachte er. „Wenn ich mich damals geirrt habe, Kleopatra Iwanowna, so sind Sie selbst auch ein wenig schuld,“ antwortete er laut.

„Sprechen wir jetzt nicht weiter davon ... die Zeiten sind ja vorbei ... Ich weiß, ich erscheine Ihnen vielleicht jetzt lächerlich, aber ich bin Ihnen noch von Herzen gut. Ich bin so froh Sie zu sehen ... Wie stattlich Sie aber ge-

worden sind, während ich . . ." Zwei Thränen, der letzte Abschied von der schwindenden Jugend entrollten ihren Augen.

„Sie, Kleopatra Iwanowna," antwortete er, ohne eigentlich zu wissen, was er ihr antworten sollte, „Sie haben sich weniger verändert als ich."

„Est-ce vrai? Oh, dîtes, dîtes, que je ne suis pas encore vieille! Kommen Sie und . . . verzeihen Sie die Thorheiten, die ich gesagt habe . . . Urtheilen Sie nicht so strenge; Sie wissen, daß die Weiber schwach sind, dafür aber verstehen sie aufrichtiger zu lieben, als ihr Männer und man muß ihnen vieles verzeihen, mein Freund."

In ihren letzten Worten lag so viel Herzliches, Wohlwollendes, daß Lebell gerührt ihr die Hand reichte. Das, schien es, war Alles, was sie gewollt hatte, sie wurde heiterer und schien zehn Jahre jünger geworden zu sein.

„Mütterchen, was ist Dir denn angekommen? Du bist so lustig und siehst jünger aus als Deine Tochter!" sagte ihr Mann, der ins Zimmer zurückkam, scherzend. „Ach, daran ist gewiß dieser Kapitän schuld. Wenn der mir nicht noch einmal Hörner aufsetzt. . . ."

„Hör' auf, Alter, schäme Dich, — Sieh doch, in wessen Gegenwart Du sprichst," fügte sie halblaut hinzu. Hélène, viens ici, mon amie," fuhr sie fort, sich an ein niedliches Mädchen von 14 Jahren wendend, welches so eben verschämt eingetreten war.

„Paul Petrowitsch, erinnern Sie sich meines Helenchens? Schade, daß sie noch zu jung ist!" flüsterte sie ihrem Freunde leise in's Ohr, ihr Blick sagte das Uebrige.

Der Tag verging heiter. Der alte Dragoner bestand darauf, seinen Gast vor drei Tagen wenigstens nicht wegzu-

lassen und zeigte ihm seine Wirthschaft, seine Felder. Lebell betrachtete alles jetzt mit großem Interesse und ließ sich gern vom Alten unterrichten. Während des Abendessens kam die Rede wieder auf den Verwalter, von welchem man ihm vorher gesprochen hatte.

„Seien Sie außer Sorgen," sagte Kirssanow, „den besorgen wir Ihnen; ich habe den Werigins bereits geschrieben und hoffe morgen eine Antwort zu erhalten."

Am folgenden Tage erfolgte auch wirklich folgende Antwort von Elisabeth Iwanowna:

„Hochwohlgeborener Herr Wassily Michailowitsch!

„Ihren Brief hat mir Mitka überbracht, das Pferd auf welchem er geritten kam, war in Schweiß gebadet, doch bitte ich ihn deswegen weiter nicht zu strafen; ich habe ihm bereits hier tüchtig den Kopf dafür gewaschen. Ich bin Gottlob wohl und munter, nur mit meiner Mascha hinkt es etwas, das junge Ding kränkelt mir zu oft; in voriger Woche hatte sie wieder Zahnschmerzen. Wo das junge Volk das Alles hernimmt!

„Was den Gegenstand betrifft, von welchem Sie schreiben, so wollte ich Ihnen erst darüber berichten, aber das ist eine langweilige Geschichte; ich komme selbst lieber einmal in diesen Tagen zu Ihnen, verehrter Nachbar, sobald ich den Schgutowskschen Verwalter gesehen habe.

Ihre ganz ergebenste E. Werigina."

P. P.

„Meine Empfehlung bitte Paul Petrowitsch zu bestellen, sagen Sie ihm, es thue mir sehr leid zu hören, daß er so große Unannehmlichkeiten mit seinem Verwalter gehabt habe. —"

Zwei Tage darauf fing die alte Werigin an, bei welcher

unser alter Bekannter, der Verwalter Iwan Kusmitsch, den ganzen vergangenen Abend gesessen hatte, in ihre Tochter zu dringen, mit ihr zu den Kirssanows zu fahren. Marie Wassiliewna, von Natur schon schüchtern, gab nur sehr ungern der Aufforderung ihrer Mutter nach, theils, weil ihr das gezierte, vornehme Wesen von Kleopatra Iwanowna nicht gefiel und deren reichere Toilette gegen ihr einfaches Kleid sehr abstechen mußte, theils auch weil ihr die groben Späße des Alten zuwider waren; dann noch, weil sie ja dort einen Fremden, und noch dazu einen Petersburger Gardeofficier finden würde, der an die fein gebildeten, glänzenden Damen der Hauptstadt gewöhnt, ein einfaches Mädchen vom Lande gewiß unbedeutend, ja vielleicht lächerlich finden könnte. Wie sollte sie auf seine Scherze eingehen, dieselben beantworten, sie, deren Herz noch voll Kummer und von Gram zerrissen war. Niemand konnte sie ja verstehen, Keiner ihr den unwiderbringlichen Verlust ersetzen, den sie erlitten; das schreckliche Schicksal ihrer ersten, ihren einzigen Liebe war ja Allen ein Geheimniß.

„Du mußt Dich doch des kleinen Pawluscha Lebell erinnern,“ sagte die Alte, „der Dich noch als Kind in seiner Droschke spazieren fahren ließ, Du warst damals etwa zehn Jahr alt. Was ist denn das für ein Fremder für uns? Und zudem müssen wir ja auch unserm alten Iwan Kusmitsch zu helfen suchen, der es beim Barkow nicht mehr aushalten kann. Hast Du nicht noch gestern Abend gehört, was er bei diesem Spitzbuben ausstehen muß? Und nun sollen wir diese Gelegenheit vorübergehen lassen, dem Alten nützlich zu sein?“

„Aber Mama, ich habe ja nicht einmal ein ordentliches Kleid; mein neues gris de laine . . .“

„Dein gris de laine Kleid ist hier, es ist gestern aus der Stadt gebracht, also mach dich nur fertig, ich lasse unterdessen die Pferde anspannen.“

Mascha sagte kein Wort mehr und Beide fuhren bald in der alten Dormeuse nach Neswanowka. Der Empfang war ohne Umstände und freundschaftlich, wie unter alten guten Bekannten und der gefürchtete Spötter, der Gardeoffizier, war gar nicht so wie Mascha erwartet hatte; ein bescheidener, ernsthafter Mann, der sie kaum zu beachten schien. Er saß während des Mittagsessens neben ihrer Mutter und unterhielt sich mit dieser über Iwan Kusmitsch, so daß es sie fast ärgerte, obgleich sie sich kaum Rechenschaft darüber ablegte, wie er sie so ganz und gar nicht bemerkte.

Nach Tische saß Mascha im Garten unter einer schattigen Linde in Nachdenken versunken.

Die beiden Töchter des Hauses hatten sie aufgefordert mit hinauszugehen, waren dann, Gott weiß wohin gelaufen und hatten sie allein gelassen. Die ganze Natur ringsumher: Bäume, Blumen, der glatte Spiegel des See’s, sogar die weißen Wölkchen am Himmel schienen zu schlummern; der geringste Laut war hörbar. Zwei Weiber spülten ihre Wäsche am See unweit des Balkons, man sah sie nicht, aber vernahm jedes ihrer Worte. Enten quakten mit den Fröschen um die Wette. Keine Seele war auf dem ganzen Hofe sichtbar.

„. . . Was mag man wohl im Hause treiben,“ dachte sie, „Wassili Michailowitsch hält gewiß sein Mittagsschläfchen; ihre Mutter, und die Frau vom Hause unterhalten sich im Boudoir vom Hauswesen . . . Aber der Petersburger Gast? Hat der sich auch schlafen gelegt?“

Feste Schritte wurden vom Balkon her hörbar . . . Sie blickte durch das Laub des Strauches neben ihr und versteckte sich rasch wieder . . . Er war es, aber er hatte sie nicht bemerkt. Er ging so ernst, nachdenklich, die Hände auf den Rücken . . . gerade auf sie zu . . . Vielleicht hatte er sie nicht gesehen, und ging vorbei. Sie versteckte sich noch weiter im Gebüsch, aber das Rascheln des trockenen Laubes verrieth sie. Lebell hatte sie bemerkt und blieb wie im Zweifel stehen, dann trat er auf sie zu. Ein besonderes Verlangen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen war es nicht, er wollte nur nicht unhöflich scheinen, zudem hatte die verschämte Miene des jungen Mädchens vom Lande mit den eigenthümlich rothen Haaren seine Neugierde leicht erregt. Sie sah wirklich in dem Augenblick malerisch aus. Das dunkle Grün, welches sie umgab, ihr scheuer, glänzender Blick, und ein eigenthümlicher, leidender Ausdruck des feinen weißen Gesichts, wie man ihn oft bei rothen Haaren findet, gaben ihr das Ansehen einer Wassernixe, die am lichten Tage sich plötzlich ertappt und gefangen sieht.

„Nun," dachte Lebell, sie neugierig betrachtend, „wenn es der Anstand nur erlaubte, wie rasch würdest Du davon laufen."

Etwa dasselbe dachte Marie Wassiliewna selbst, sie bedauerte, daß sie sich nicht früher aus dem Staube gemacht hatte.

„Man hat Sie hier so allein gelassen?" fragte er, von der andern Seite die Gartenpforte öffnend.

„Nein," antwortete sie verschämt. „Die Kinder waren soeben hier; sie laufen dort bei der Laube herum."

„Und was machen Sie hier so allein?"

„Ich? . . . nichts.“

„Sie langweilen sich?“

„Nein.“

„Ich verstehe, als Landbewohnerin sind Sie an ein Stillleben gewöhnt.“

„Ja.“

Er lächelte. Dieses naive „ja“ und „nein,“ erregte seine Neugierde noch mehr; er wollte sehen, ob wohl noch etwas anderes als das aus ihr herauszubringen sei, und was namentlich.

„O, ich begreife das wohl; auf dem Lande, im Sommer, ist das Leben köstlich, zumal bei so schönem Wetter wie heute. Alles athmet Leben. — Bäume, Gras, Himmel und Erde, selbst die Luft! Doch Sie kennen das natürlich besser als ich, da Sie ja so viel Zeit haben, allen diesen Lauten beständig zu horchen, die selbst jetzt zu uns dringen.“

Wieder wurde ein leises unentschlossenes „Ja“ hörbar, welches Lebell wieder lächeln machte.

„Ich möchte wetten, daß ich Sie in irgend einem unterhaltenden Gespräch mit einem Vögelchen oder vielleicht mit jenem Bienchen, das Sie soeben umsummt, gestört habe . . . und daß Sie deßhalb böse sind.“

„O, nein,“ antwortete sie freimüthig, „mit solch einer Freundin unterhält man sich nicht leicht . . . dort im Korn schreit eine Schnarrwachtel, ... sie schreit immer ein und dasselbe.“

„Und Sie wünschen etwas Neues zu hören?“

„Von der Schnarrwachtel?“ fragte sie lächelnd.

„Wenn nicht von ihr, so doch von Jemand anders, das bleibt sich gleich.“

„Nein, ich erwarte nichts Neues.“

„Wünschen es aber vielleicht?“

„Nein, ich wünsche es auch nicht.“

„Wieso das?“

Sie blickte verschämt und erschrocken, als ob sie sich wunderte in ein Gespräch der Art gekommen zu sein, zu Boden, empfand aber, daß sie etwas antworten müßte.

„Nun so,“ antwortete sie halb leise, „ich liebe das Neue nicht, ich fürchte es . . . Das Neue bringt nicht immer Gutes.“

Lebell gefiel diese Antwort. Außer der kindlichen Einfalt, die ihm aus diesen Worten hervorzuleuchten schien, erkannte er darin die instinktmäßige Schüchternheit des weiblichen Herzens, welche sich vor der Berührung der Außenwelt in sich selbst zurückzieht.

„Es ist hier so schwül, wollen Sie nicht mit an den See gehen; es ist nur eine kleine Strecke,“ sagte er, die Gartenpforte öffnend.

Ein unentschlossener Blick war die Antwort auf seine Aufforderung.

„Ich fürchte, es wird regnen,“ sagte sie aufblickend. Wirklich zogen sich einige Wolken zusammen, ohne jedoch auf Regen zu deuten.

„Es wird gewiß nicht regnen,“ antwortete er lächelnd. Sie blickte sich um.

„Aber die Kinder sind allein im Garten. Die Gouvernante ist im Zimmer geblieben.“

„Ei bewahre, da geht sie ja zu ihnen.“ Dabei zeigte er auf den hellgelben Sonnenschirm der Gouvernante, der hinter dem Gebüsche sichtbar wurde. Nicht wissend, was sie wei-

ter vorschützen sollte, ging sie durch die Gartenpforte, die er ihr öffnete.

Unterwegs sich mit seiner Begleiterin unterhaltend, oder dieselbe, besser gesagt, ausfragend, hatte der Kapitain Gelegenheit, ihr Gesicht näher zu betrachen, welches er bei Tisch kaum angesehen hatte. Er war erstaunt über den Ausdruck, den dasselbe annahm, wenn sie sprach; es wurde fast geistreich, wenn die Unterhaltung sie anregte und höchst lieblich, wenn ein Lächeln in demselben schwebte, während zu Zeiten wieder etwas hoffnungsloses, todtes sich über dasselbe verbreitete. Lebell schrieb das Letztere der sie niederdrückenden Langeweile zu. „Ein junges Herz" dachte er, „voll Leben und Lebenslust tödtlich gelangweilt durch Unthätigkeit und ihre Umgebung." — Er erkundigte sich und fand seine Vermuthungen bestätigt . . . Das ganze Jahr hindurch allein mit der Mutter! Sie fing an ihn zu dauern . . . Die Eigenliebe in ihm urtheilte weiter: „Wie anregend und erhebend ihr sein Umgang werden könne, welchen Werth seine Unterhaltung haben müsse, sie die nie einen glänzenden Kavalier gekannt hatte." Lebell hatte Recht; konnte aber unmöglich ahnen, wie viel bittere, traurige Erinnerungen mit dem ganz natürlichen Gefühl eines jungen Mädchens gemischt waren, das nach langer Einsamkeit sich plötzlich in so naher Berührung mit einem gewandten gebildeten Gardeoffizier befand.

Seine Aufmerksamkeit war ihr schmeichelhaft und er, es errathend, wurde noch aufmerksamer und zuvorkommender, so daß es ihm zuletzt gelang, ihre Verschämtheit und Verlegenheit zu beseitigen. Sie blickte ihn vertrauungsvoller und nicht mehr von der Seite an, wie ein wildes Kätzchen, welches man streichelt, und welches nur darauf wartet, entschlüpfen zu können.

Ihr Spaziergang endigte übrigens früher als sie geglaubt hatten, denn ehe sie noch an den See gekommen waren, versteckte sich die Sonne und einige dicke Regentropfen fielen auf die Erde. Sie kehrten um und gingen rasch zurück.

„Da sehen Sie!" sagte sie ängstlich und wie ein ärgerliches Kind ihr neues Kleid betrachtend. „Da sehen Sie, wer hatte nun Recht?"

„Ei, was macht denn ein wenig Regen," antwortete egoistisch der Kapitän. — „Wir kommen noch zur rechten Zeit!" ...

Aber sie kamen nicht zur rechten Zeit. Ein tüchtiger Platzregen traf sie gerade bei der Gartenpforte. Ihr Kleid zusammennehmend, eilte sie über den Hof.

„Ha, ha, ha, bravo, bravissimo!" rief ihr Wassili Michailowitsch zu. „Das kommt davon, wenn man ohne Erlaubniß durchgehen will, — da straft einen der Himmel. Aber mein armes Dingelchen, Du bist ja ganz naß geworden!" sagte er und breitete die Arme aus, sie auf der Treppe in Empfang zu nehmen.

Mascha schlüpfte an ihm gewandt vorbei und in's Zimmer.

Spät am Abend gingen Kleopatra Iwanowna und Lebell in der dunklen Allee des Gartens auf und ab spazieren.

„Nun, wie gefällt Ihnen denn unsere junge Wilde?" fragte Frau von Kirssanow in halb spöttelndem Ton.

„Ich kenne sie noch zu wenig, um darauf antworten zu können," antwortete Lebell.

„Ein braves, gutes Mädchen, bescheiden und eine gute Tochter," fuhr die Kirssanow fort, „nur ganz ohne Erziehung, ohne Lebensart. ... Freilich sind sie nur arme Leute, haben nur ein armseliges Dörfchen und dreißig Bauern, ... aber

immer hätte die Mutter doch mehr für sie thun können; sie ist ja wild wie eine Tschumakin und so ganz ohne Grazie ..."

„Sie finden?"

„O, ohne Zweifel, haben Sie denn das nicht bemerkt? Allez-donc! — Ich habe immer daran gedacht, wenn Marie Wassiliewna mal durch irgend ein Wunder einen Mann von Welt heirathen sollte, welch eine traurige Rolle sie in dessen Hause spielen würde. Wissen Sie, was aus ihr für eine Frau wird? Une femme vertueuse. Und croyez-moi, mon ami, das sind die traurigsten Frauen. Ausgezeichnete Wärterinnen, Haushälterinnen, ziemlich erträglich, wenn man mit ihnen allein ist, aber in Gesellschaft, — daß Gott erbarm!"

„Schade!" sagte der Kapitän.

„O, in der That? Sie thut Ihnen leid?" fragte die Kirssanow, ihre dunklen Augenbrauen wie zwei Fragezeichen erhebend.

„Ja, wenn das was Sie sagen, auch gegründet ist."

„Monsieur!"

„Das heißt, ich wollte sagen, wenn Sie sich nicht irren, Kleopatra Iwanowna. Ich meine, man hat Beispiele, daß ein Cendrillon, wenn es in die Welt tritt, oft die Königin des Balles wird."

„O, diese gewiß nicht, die wird keinen Prinzen bezaubern, wenn nämlich der Prinz nicht etwa selbst blind ist; doch sind ja leider alle Männer etwas blind und sehen nicht mit unsern scharfen Augen. Wir Weiber wissen gleich, wer eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen bestimmt ist, oder wer sein Leben lang ein nasses Huhn oder eine Gluckhenne bleiben wird."

Lange noch sprach sie, doch wenn sie geahnt hätte, daß das Resultat ihrer Rede gerade das Gegentheil von dem erzielte, was sie gewünscht hatte, sie hätte die Mühe sparen können. Das natürliche Landmädchen verlor nicht allein nichts, sie gewann um vieles in Lebells Augen. Der Wunsch, sie näher kennen zu lernen, erwachte immer mehr und mehr in ihm, der das Wesen der Damen der vornehmen Welt, ihre Manieren, ihr Kokettiren übersatt hatte.

Die Gäste verbrachten noch einen oder zwei Tage zusammen in Neswanowska, dann kehrte Lebell in die Stadt und Mascha mit ihrer Mutter auf's Gut zurück. Als sie Abschied nahmen, versprachen sie einander zu besuchen und die alte Werigin übernahm es, den Verwalter Ussow rufen zu lassen, sobald Lebell zu ihnen kommen würde.

Dieses geschah auch bald darauf und die Sache kam gleich beim ersten Zusammentreffen in Ordnung. Der biedere Alte gefiel dem Kapitän so sehr, daß er ihn als Verwalter zu sich nach Troitzko berief. „Was Ihre Bedingungen betrifft, so erkläre ich mich im Voraus mit Allem einverstanden," sagte er, „bestimmen Sie dieselben und ich nehme sie ohne Widerrede an."

Iwan Kusmitsch war damit vollkommen einverstanden, da sein Verhältniß zu Barkow trotz seiner Bescheidenheit fast unerträglich geworden war.

Barkow hatte auf dem Gute eine ganz andere Ordnung eingeführt und sog seine Bauern systematisch aus. Obgleich in Folge dessen bereits fünf oder sechs gleich im ersten Jahre weggelaufen waren, so verlangte er dieselbe Einnahme wie früher. Die Bauern murrten laut, doch was sollten sie gegen ihren Herrn, der das Gesetz auf seiner Seite hatte, machen?

Das Alles erzählte Ussow auf seine Weise höchst ausführlich.

„Ach, Mütterchen, Elisabeth Iwanowna!" sagte er in Lebells und Marie Wassiliewna's Gegenwart. „Wenn Sie sähen, was bei uns da vorgeht! Das Herz im Leibe thut einem weh, wenn man die Noth unsrer armen Bauern sieht und ihnen doch nicht helfen kann. Vier und zwanzig Jahre bin ich nun in Schgutow, solch einen Jammer aber habe ich noch nicht erlebt. Wenn unser alter seliger Herr, Alexei Michailowitsch, das hätte denken können, im Grabe noch würde er keine Ruhe haben."

„Hat Alexei Michailowitsch keine Kinder hinterlassen?" fragte Lebell.

„Wohl, Herr, hatte er einen Sohn."

„Und wie hieß der?"

„Man nannte ihn Gregor Alexejewitsch. Ein lieber, guter, junger Mann war er. Sein Loos war ein sehr trauriges."

„Wie denn das?"

Iwan Kusmitsch blickte auf Elisabeth Iwanowna und hub nach kurzem Schweigen an:

„Der Fall, Herr, war folgender: Alles nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse! — Er fuhr von hier nach Petersburg, unterwegs jedoch, nicht sehr weit noch von hier, hinter Weliki Luki gingen die Pferde mit ihm durch. Die Telége, glaube ich, wenigstens erzählte man so, wurde umgeworfen oder es brach ein Rad, genug, er kam dabei um's Leben und war auf der Stelle todt . . "

Lebell versank in ein tiefes Nachdenken. Ein Gedanke, der plötzlich in seinem Kopfe aufgestiegen war, erwies sich

gleich beim ersten Anfang als unmöglich. „Unsinn!“ dachte er, „das ist nichts als eine zufällige Namensgleichheit.“

„Gott schenke ihm die ewige Seligkeit!“ fuhr der Alte fort, indem er sich bekreuzte. „Ein Goldjunge war das! ... Ja, bei dem würden die Bauern nicht weinen. Der hätte lieber selbst gehungert, aber seine Bauern nicht Noth leiden lassen!“

Elisabeth Iwanowna blickte verstohlen auf ihre Tochter. Mascha saß mäuschenstille, eine weibliche Arbeit in der Hand, die Hände aber bewegten sich nicht; sie blickte zwar auf ihre Arbeit, aber ihr Blick war starr und todt. Das Siegel einer hoffnungslosen Verzweiflung lag auf ihr wie ein lethargischer Schlaf. Ein Fremder hätte an ihr nichts Außergewöhnliches bemerkt, das Auge der Mutter aber verstand Alles. Sie hatte Zeit genug gehabt, es verstehen zu lernen. Während der langen Winterabende saß Mascha oft eben so still und unbeweglich, gerade wie jetzt neben ihrer Mutter.

Drittes Capitel.

Der vom Schicksal Bestimmte.

Ende Juli hatte Iwan Kusmitsch Ussow sich nach einigen Unannehmlichkeiten doch endlich von Barkow losgemacht und war nach Troitzko übergesiedelt. Nach seiner Ankunft nahm Alles dort ein anderes Ansehen an, so daß man bald das Gut kaum mehr erkennen konnte. Zudem waren aus der Hauptstadt komfortable Möbel, Tapeten, Spiegel, Porzellan, Gardinen und dergleichen mehr verschrieben, so daß nicht allein die Felder, sondern auch das Haus selbst dem Herrn wieder Freude machte, der seine Bücher und sogar einen Flügel erwartete, — ein Zeichen, daß er sich ganz auf dem Lande niederlassen wollte. Die Nachbarn fingen an ihm Besuche abzustatten und verfehlten nicht, ihm Einladungen zu senden, er aber entschuldigte sich, da er wirklich mit Geschäften überhäuft war, so daß er nur selten ausfahren konnte. Als er jedoch nach und nach mehr freie Zeit hatte, so erschien er öfter bei Elisabeth Iwanowna, die herzensfroh über seinen Besuch war. Wenn sie an die Möglichkeit dachte, ihm ihre Mascha zuzufreien, so weinte sie fast vor Freude. Mascha, die den Kapitän anfangs auch gern in

ihrem Hause gesehen und zusehends heiterer geworden war, fing, als seine Besuche immer häufiger wurden, wieder an, zurückhaltender zu werden.

Lebell legte die mit ihr vorgegangene Veränderung zu seinen Gunsten aus, da er aus Allem schließen zu können glaubte, daß er der Erste sei, welcher Eindruck auf ihr Herz gemacht habe. „Sie ist ja fast jetzt noch ein Kind, ihr Gesicht verräth so viel Unschuld, ihre Schüchternheit, ihre Unbeholfenheit selbst, jede Abwesenheit von Koketterie, Alles zeigt ja deutlich, daß sie noch vollkommen rein und unschuldig ist.... Der alte Dragoner hat übrigens Recht, schön ist sie nicht, wohl aber so niedlich und reizend, daß .... He, Fedor!" rief er, „rasch die Pferde angespannt! Ich fahre nach Rutschi, — leg' hier diese Bücher in den Wagen, ich nehme sie mit ..."

Die Bücher waren für Marie Wassiliewna bestimmt und absichtlich für sie verschrieben; sie hatten sie anfangs fast eben so sehr beschäftigt, als der Ueberbringer selbst. Lebell gefiel ihr, sein Aeußeres, seine Unterhaltung fesselten sie und seine Aufmerksamkeit konnte ihr nur schmeichelhaft sein, um desto mehr, da ihr ja nie früher dergleichen erwiesen worden war. Als aber ihre Mutter die ersten Anspielungen auf den Sinn der wiederholten Besuche machte, fühlte sie sich tief verletzt und aufgeregt.

„Mascha, was fehlt Dir mein Kindchen?" fragte sie die Mutter am Abend, als Lebell, der fast den ganzen Tag bei ihr gesessen hatte, weggefahren war.

„Nichts Mutter," antwortete halblaut die Tochter.

„Was machtest Du denn heute den ganzen Tag für ein saueres Gesicht? Hast Du Dich mit Paul Petrowitsch gezankt?"

„Nein Mutter, wir haben uns nicht gezankt.“

„Hat er Dir wieder Bücher gebracht?“

„Ja, Mutter.“

„Sieh, wie aufmerksam er gegen Dich ist und Du bist garnicht ein Bischen dankbar gegen ihn. Er ist jetzt erst drei Monate mit uns bekannt, und Alles ging gut und wie es sich gehört. Nun mit einem Male ist's, als ob eine schwarze Katze zwischen euch durchgelaufen wäre. Was hast Du denn nur gegen ihn, gefällt er Dir vielleicht nicht, sage es mir aufrichtig.“

„Nein, er gefällt mir,“ antwortete Mascha kaum hörbar.

„Nun und woran liegt's denn sonst? Du bist doch groß genug, daß ich Dir nicht zu lehren brauche, wie man den Knoten knüpft ... Du liebst ihn und ...“

„Nein, ich liebe ihn nicht.“

„Was sprichst Du für albernes Zeug? Er gefällt Dir und doch liebst Du ihn nicht. Was soll denn aber aus Dir werden? Wohl weiß ich, woran Du denkst, und was Dir auf dem Herzen liegt. Aber es wäre auch bald an der Zeit, mit Weinen und Grämen aufzuhören, da doch nichts zu ändern ist. Ich will nichts sagen wenn er noch lebte, — Du weißt, ich liebte ihn ja selbst wie einen Sohn und wäre er noch am Leben, ich würde Dir keinen andern wünschen. Des Himmels Wille, der ihn uns nahm, war es aber nicht und so muß man sich seinem Verhängnisse unterwerfen. Sünde aber ist es, gegen Gottes Schickungen zu murren. Bedenke, was soll aus Dir werden, wenn ich heute oder morgen sterbe?“

„So gehe ich in ein Kloster!“ rief Mascha, ganz verstört, Thränen in den Augen.

„Ei, sei doch nicht närrisch, Mascha. Warum willst Du denn den Paul Petrowitsch nicht nehmen.“

„Paul Petrowitsch denkt gar nicht an mich; ich habe ja keine Mitgift, ich bin ihm nicht reich genug.“

„Als ob der Mitgift brauchte . . . hat Güter in fünf Gouvernements . . . 1500 Seelen wenigstens.“

„Ich sage Ihnen aber, ich kann ihn nicht heirathen und wenn er auch, woran ich sehr zweifle, daran dächte, nach mir armen Mädchen zu freien: ich liebe ihn nicht, ich liebe Sie nur allein und will unser liebes Dorf nicht verlassen, nicht nach Petersburg in die große Stadt, zu fremden Leuten.“

„Das ist alles dummes Zeug, was Du da sprichst. Herr des Himmels, das Mädchen hat ganz den Verstand verloren. Wenn ich, Deine alte Mutter, nicht überzeugt wäre, daß Du keine bessere Parthie machen kannst, keinen besseren Freier finden wirst, würde ich Dir wohl dazu rathen? Dein Glück, das mir am Herzen liegt, ist es ja was ich will. Bedenke nur was Du thust, stoße Dein Glück nicht mit Füßen von Dir.“

Lange noch redete die Mutter zu, brummte noch, während sie sich hinsetzte Patience zu legen, Manches über den Ungehorsam der jungen Welt, die den Rath der Alten mißachte; während Mascha an ihren Stuhl angelehnt in tiefes Nachdenken versank. Schrecklich, empörend schien ihr, was von ihr verlangt wurde. Noch waren ihre Thränen nicht getrocknet, ihre tiefe Herzenswunde noch nicht verharrscht und schon sollte sie an eine andere Verbindung denken! Und als ob denn das nur von ihr abhinge, als ob sie ihrem Herzen nur befehlen könne! Lebell gefiel ihr und ihn zu betrüben, wünschte sie gewiß nicht, aber es erschreckte sie an irgend ein anderes Verhältniß zu denken. So wie sie geliebt hatte, das fühlte sie, würde sie nie wieder lieben können.

Das Vergangene war unwiederbringlich dahin, aber auch vergessen ließ es sich nicht. Und sollte sie Lebell betrügen, oder ihm wohl gar das innerste ihres Herzens erschließen? Welches Recht hatte er zu erfahren, was ihr heiligstes Geheimniß war? Vor Scham müßte sie ja erröthen, wenn sie ihm mittheilen sollte, wie sie einen andern geliebt hatte. Nirgends sah sie einen Ausweg.

Lange zerbrach sie sich den Kopf und dachte; unterdessen verging ein Tag nach dem andern. Es verging eine Woche. Er pflegte am Dienstag zu kommen, aber dieses Mal war er ausgeblieben... Ach, Gottlob! Sie hatte so gefürchtet ihn zu sehen, da sie immer noch nicht mit sich einig war, wie sie ferner sich gegen ihn betragen sollte. Noch vergingen einige Tage und er erschien immer noch nicht. Vor Aufregung und Ermüdung war sie ganz leidend und krankhaft aufgeregt.

„Er denkt nicht an mich und ich bin wie auf Kohlen. Was Mama auch nur in den Kopf gekommen ist," dachte sie, „wir haben uns umsonst gequält."

Unterdessen war Lebell seinerseits nicht ganz ruhig. Die Schüchternheit, die Aufregung, die er bei ihr das letzte Mal mehr noch als früher bemerkte, hatten ihn vollends in seinem Glauben bestärkt, daß er geliebt werde. Selbst fühlte er, daß auch sie ihm nicht mehr gleichgültig sei. Sonderbar! dachte er, wer hätte das vor zwei Monaten geglaubt, daß die Sache so ernsthaft werden könne. Er dachte und dachte lange und fuhr endlich nach Rutschi. Die Alte empfing ihn mit dem Vorwurfe, warum er so lange nicht bei ihnen gewesen sei. Marie Wassiliewna zeigte sich lange nicht, endlich trat sie ein; sie schien ihm blässer als gewöhnlich und leidend, ihre Hand war eiskalt. Elisabeth Iwanowna war eine kluge

Mutter, irgend einen Vorwand benutzend, ließ sie die Beiden allein.

„Ihre Mutter sagte mir, Sie seien nicht ganz wohl?“ fragte er nach längerm Schweigen.

„Es ist nichts,“ antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Aber Sie sind bleich und seit einiger Zeit so still und scheu; als ich Sie zuerst sah und später auch, waren Sie heiterer, Marie Wassiliewna. Ist Ihnen meine Gegenwart unangenehm, habe ich Sie mit etwas beleidigt?“

„Ach, nein, Paul Petrowisch. Wir sehen Sie gern hier bei uns. — Sie sind nicht schuld, wenn ich Ihnen anders erscheine als sonst.“

„Du sprichst nicht die Wahrheit,“ dachte er bei sich selbst. „Hören Sie,“ fügte er laut hinzu, „ich glaube, daß Sie mir vielleicht nicht die Schuld geben, aber meine Erzählungen vom Petersburger Leben können Ihre Einsamkeit, Ihren Frieden gestört haben. Gestehen Sie es mir, Sie sehnen sich vielleicht hinaus in die Welt. Sie wünschen Zerstreuung, was weiß ich, Theater, Bälle, etwas Neues!“

„Ach nein, Paul Petrowitsch, ich liebe meine Zelle und unser stilles Leben. Petersburgs Glanz und Pracht reizt mich nicht; freilich ein gutes Theater sähe ich wohl einmal recht gern, aber Bälle würden mir nicht behagen können; was soll ich, einfaches Landmädchen, auch wohl im Geräusch eines großen Balles und der feinen Gesellschaft machen. Man würde mich nur dort lächerlich finden. Und dann, wie würde ich wohl meine alte Mutter verlassen können?“

„Aber Sie können doch nicht immer bei Ihrer Mutter bleiben, es kommt doch einmal die Zeit, wo Sie sie verlassen

müssen. Ist Ihnen denn nie die Möglichkeit in den Kopf gekommen, daß Sie Jemanden lieben könnten, ihn heiratheten und in einen andern Familienkreis träten?"

Indem Lebell so sprach, blickte er sie aufmerksam an und bemerkte die tiefe Aufregung, die seine Worte in ihr hervorbrachten. Einmal erhob sie den Kopf, wie um ihm zu antworten, aber er wartete vergebens. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, ihre Hände zitterten, aber keine Antwort erfolgte. Tiefes Mitleid ergriff ihn beim Anblick des stummen Leidens dieses jungen zarten Wesens.

„Marie Wassiliewna, hören Sie mich, rief er bewegt. „Vertrauen Sie mir, bin ich denn in Ihren Augen so ein unangenehmer, aufdringlicher Mensch, daß ....

„Ach nein, um Gotteswillen, nein. Aber quälen Sie mich nicht, ich kann Ihnen nichts sagen."

„Aber ich muß Ihnen sagen....

„Nein, nicht jetzt!... sagen Sie jetzt nichts ... später!...

„Sie lieben mich nicht?"

Mascha wollte etwas antworten, aber die Nervenerschütterung war zu groß gewesen. Sie wendete sich mit einem bittenden Blicke weinend ab und stürzte hinaus —

Lebell sah sie an diesem Tage nicht weiter und fuhr nach Hause. Ihre Thränen hatten ihn in Erstaunen gesetzt und gerührt. Die Ueberzeugung, daß er heftig geliebt werde, die einen Augenblick gewankt hatte, nahm an Stärke zu und blieb in ihrer ganzen Kraft, war doch kein andrer Grund möglich anzunehmen bei einem so eigenthümlichen Wesen wie Marie Wassiliewna. Niemand aus der ganzen Gegend kam ja mit ihnen zusammen, und der Gedanke an einen Nebenbuhler fiel ihm, dem glänzenden Gardeofficier nicht im Traume ein.

Zu Hause beschloß er noch einmal, sich nicht allzurasch hinreißen zu lassen, und setzte sich einen Termin, ehe er unwiederruflich entscheide.

Unterdessen waren in Rutschi trübe Tage angebrochen. Elisabeth Iwanowna hatte als sorgfältige Mutter ihre Tochter gleich am selben Abend ausgefragt und Mascha hatte ihr den Sinn der Unterhaltung gestanden. Nun kamen Vorwürfe über Vorwürfe und endlich Thränen.

„Worauf wartest Du doch?“ sagte die Alte. „Glaubst Du, daß die Freier so jedes Jahr wie die Lerchen angeflogen kommen und bitten werden. Marie Wassiliewna, seien Sie so gut, suchen Sie einen von uns aus; machen Sie uns glücklich. Und glaubst Du etwa, er werde Jahre lang warten? Ich kenne das, er wird sich ärgern und in seinem Aerger fischt ihn eine andere Dir vor der Nase weg! Und Du wirst unter der Zeit eine alte Jungfer, die keiner mehr nimmt. Das wird lustig werden! Und wie wird mir erst sein! mir!“ — Die Alte wischte sich die Thränen aus den Augen und nahm eine Prise. — „Du bringst mich noch in's Grab, Mascha!“

Und als ob sie ihr diese Möglichkeit in der That zeigen wollte, wurde die Alte einen Tag darauf wirklich krank.

Mascha war aufs höchste aufgeregt und erschreckt. Sie weinte und betete stundenlang. Die Angst, die Mörderin ihrer lieben, alten Mutter zu werden, ließ ihr keine Ruhe; das arme Kind magerte so ab und veränderte sich so, daß selbst Iwan Kusmitsch Ussow, der sie zu besuchen kam, die Hände über den Kopf zusammen schlug.

„Mein Mütterchen, Marie Wassiliewna, was fehlt Ihnen? Sind Sie unwohl?“

„Es ist nichts, Iwan Kusmitsch ... ich habe nur schlecht

geschlafen ... nur die Mutter“ ... und sie wendete sich ab, ihre Thränen trocknend.

„Paul Petrowitsch Lebell läßt Sie grüßen,“ fuhr der Alte fort.

„Ah? ... Ich danke Ihnen ... nun hat er ... haben Sie jetzt die Einrichtung ganz beendigt?“

„Alles, mein Mütterchen, ist jetzt auf's prächtigste und sauberste, das Herrenhaus wie ein Puppenschrank ... Alles neu und glänzend ... Jetzt, habe ich Paul Petrowitsch gesagt, müssen Sie aber auch die Nachbarn einladen, ihnen Ihre Herrlichkeiten zeigen; er aber ist so still und in sich gekehrt geworden und will von nichts wissen. Mit Mühe und Noth habe ich ihn heute dazu gebracht, nach Neswanowka zu fahren.“

„Nach Neswanowka?“ wiederholte Mascha.

„Ja, ja, zu Wassili Michailowitsch und Kleopatra Iwanowna.“

„Und weiß Paul Petrowitsch, daß Mama krank ist?“

„Ei wohl, Fräulein; er wollte, als er es erfuhr, gleich kommen, dann hat er sich aber, ich weiß nicht warum, bedacht und mir befohlen hierher zu fahren; mich nach der Gesundheit zu erkundigen und sehr, recht sehr zu grüßen. Ihnen Fräulein, hat er auch Bücher geschickt.“

„Ach, Iwan Kusmitsch, ich habe jetzt keine Zeit an Bücher zu denken ... übrigens sagen Sie Paul Petrowitsch, ich lasse sehr danken.“

Am Abend, als Ussow weggefahren war, ging sie in ihre Kammer und betete lang und inbrünstig vor dem Muttergottesbilde, stand dann auf, trocknete die Thränen in ihren Augen und ging zu ihrer Mutter, welche von der langen

Unterhaltung mit Ussow ermüdet und im Lehnstuhl eingeschlummert war. Neben ihr auf einem kleinen Tische lag ihre Schnupftabaksdose, ein Glas mit Arznei und ein Licht mit einem Schirm bedeckt, standen zur Seite. Mascha trat leise ein und lehnte sich über den Lehnstuhl der Mutter.

„Mascha!“ flüsterte die Kranke, die Augen öffnend — bist Du schon lange hier? ... Wie viel Uhr ist es?“

„Gleich zehn, Mama.“

„Geh mein Kind und leg Dich schlafen.“

„Und Sie Mütterchen?“

„Ich habe ausgeschlafen und werde für's Erste wohl nicht wieder einschlafen. Schick mir ein Mädchen her und leg Dich mit Gott zur Ruhe.“

„Ich werde noch etwas bei Ihnen sitzen bleiben. Ich will auch noch nicht schlafen ... ich möchte wohl mit Ihnen etwas reden.“

Elisabeth Iwanowna blickte sie starr an.

„Worüber?“ fragte sie gespannt.

„Ueber das ... worüber Sie mir gerathen haben ... Ich habe lange und viel diese Tage über gedacht und mich entschlossen, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich willige ein, ich thue, was Sie wünschen ...“

Die Alte zitterte. „Was thust Du? ... Was ...“

„Ich gebe Paul Petrowitsch meine Hand, wenn er um mich anhält.“

Elisabeth Iwanowna richtete sich rasch empor, ihre Augen glänzten. „Mascha, mein Engel!“ sagte sie und reichte der Tochter die Hand. „Gott wird Dich für die Freude belohnen, die Du mir alten Frau heute bereitest! Und ich, ich glaubte schon ...“

Die Alte umfaßte den Kopf der Tochter mit beiden Händen und küßte sie heftig, Thränen entstürzten ihren Augen. Lange saßen sie und beriethen ohne Unterlaß, wobei die Mutter immer wieder auf's Neue ihr zuredete. Am folgenden Morgen wurde der Priester gerufen und eine Messe gelesen; die Kranke stand auf und fühlte sich bedeutend wohler. Mascha verließ ihre Mutter den ganzen Tag nicht, sie konnte sich nicht satt an derselben sehen, die ihr nach dem ihr gebrachten Opfer doppelt theuer geworden war. Das Opfer selbst erschien ihr jetzt nicht mehr so schwer; sie dachte an Paul Petrowitsch, seinen Edelmuth, ein armes unbedeutendes Mädchen ohne Aussteuer zu nehmen, er, dem die vornehmsten Häuser mit Vergnügen ihre Töchter gegeben hätten. Gewiß mußte er sie sehr, sehr lieben und verdiene dafür, daß sie Alles, was nur in ihren Kräften, aufbiete, ihm ihr Lebelang dafür zu danken. Dann kamen auch andere mehr weltliche Gedanken: der Reichthum, die schönen Kleider . . . Wie würde Kleopatra Iwanowna sie nicht beneiden! . . . So dachte und dachte Mascha, ihr Gesicht erheiterte sich nach und nach, ein Lächeln spielte um ihre Lippen und machten es wunderlieblich, bis irgend eine traurige Erinnerung wieder auf Sonnenschein Regen folgen ließ; dann ging sie hinter den Schirm, verbarg ihr Gesicht im Kissen und weinte leise.

Während die Dinge sich in Rutschi so gestalteten, befand sich Lebell bei den Kirssanow's. Der alte Dragoner witzelte über den Petersburger „Don Juan“, der den Mädchen in der Provinz den Kopf verdrehe. Der Kapitain ließ ihn ruhig reden, ohne darauf zu erwiedern und hörte ihm, seinen eleganten Schnurrbart drehend, lächelnd zu. Kleopatra Iwanowna machte eine süßsaure Miene, ihr weiblicher Instinkt

leitete sie richtiger und sie errieth viel besser als ihr Mann, daß Lebells häufige Besuche in Rutschi doch wohl ernsthafter gemeint sein könnten, als der alte Dragoner vermuthete. Als sie daher am Nachmittag mit ihm im Garten allein spazieren ging, forderte sie ihn halb scherzhaft, halb ernst auf, ihr den Zweck seiner Besuche dort zu gestehen. Lebell gestand ihr, daß ihm Mascha wohl gefalle, daß er aber noch im Zweifel sei, ob er sie heirathen solle oder nicht und bat sie um ihre Meinung.

„In dem Falle," antwortete sie, „rathe ich Ihnen, wohl vorher zu erwägen, was Sie thun. Marie Wassiliewna ist ein gutes, liebes Mädchen, aber . . ." und sie fing an, ihm das vom Standpunkt einer vornehmen Weltdame aus entworfene Bild Mascha's zu malen, ihre Ansicht, was ihm für eine Frau nöthig sei, hinzufügend.

Lebell hörte aufmerksam und geduldig zu, als sie jedoch geendigt hatte, küßte er ihr ehrerbietig die Hand.

„Wissen Sie, Kleopatra Iwanowna," antwortete er, „ich werde vielleicht unendlich in Ihren Augen verlieren, aber ich muß Ihnen gestehen . . . gerade solch ein Mädchen, als welches Sie mir Marie Wassiliewna geschildert haben, wünsche ich mir; genug habe ich von allen jungen Damen der vornehmen Welt gesehen, ich kenne sie auswendig und wünsche keine derselben zur Hausfrau und Mutter meiner Kinder!"

Kleopatra Iwanowna war wie aus den Wolken gefallen über den Erfolg ihrer Rede, sie lächelte gezwungen. „Herr du meines Lebens," dachte sie bei sich selbst, „hat dessen Geschmack sich verändert, in meinem Leben hätte ich das nie geglaubt!" Laut aber antwortete sie:

„Meine Meinung — ich kann ja auch irren — habe ich

Ihnen aufrichtig, als alte Freundin, gesagt. Ih sehe jedoch, Sie wissen besser was Ihnen ansteht. Jedenfalls, Paul, mögen Sie wählen, wie Sie wollen, wünsche ich Ihnen von Herzen Glück und werde Ihre künftige Frau lieben, wer sie auch immer sei!"

Als Lebell nach Hause kam, unterhielt er sich lange mit Ussow, der konnte ihm aber nicht viel von Rutschi mittheilen. Elisabeth Iwanowna sei unwohl, bettlägerig, das Uebel sei das alte, Schmerz in der linken Seite, Stiche ...'

„Nun und Marie Wassiliewna?"

„Marie Wassiliewna läßt Sie bestens grüßen und für die Bücher danken."

„Aber ist sie gesund?"

„Ja, das weiß Gott, Herr. Sie sagt zwar, ihr fehle nichts, doch sieht sie nicht darnach aus. Sie geht herum wie ein Schatten, bleich und traurig."

Lebell versank wieder in tiefes Nachdenken, endlich sagte er im bestimmten Tone eines Mannes, der einen festen Entschluß gefaßt hat: Sagen Sie gefälligst dem Kutscher, er solle morgen ganz in der Frühe ein Pferd satteln und ein Billet nach Rutschi besorgen."

Das Billet war an Marie Wassiliewna gerichtet. Es enthielt die Bitte, ihm Nachricht vom Befinden der Mutter zu geben und eine Entschuldigung, daß er nicht selbst gekommen, da er fürchte, ihr und der Kranken beschwerlich zu fallen.

Gegen Mittag kam die Antwort: Mascha schrieb, daß die Mutter sich bedeutend besser befinde, ihm danke, und ihn recht herzlich bitten lasse, sie recht bald zu besuchen.

Zwei Tage darauf waren sie verlobt und die Nachricht

verbreitete sich schnell bei den Nachbarn. Viele waren verwundert, manche Mutter hoffnungsvoller Töchter neidisch und ärgerlich.

„Eine große, große, große Neuigkeit!“ rief ein alter Ureinwohner, ein Gutsbesitzer jener Gegend, seinen Bekannten zu.

„Was gibt's?“ fragten diese neugierig, in der Meinung, es handle sich um irgend eine wichtige politische Begebenheit.

Der Gutsbesitzer, ein alter Spaßvogel, bückte sich zum Ohr seines Nachbars, als ob er ihm heimlich ein wichtiges Geheimniß mittheilen wolle und schrie dann aus vollem Halse:

„Die Tochter des alten Werigin, die rothhaarige Marie, heirathet Paul Petrowitsch Lebell, den Gardeofficier! Zweitausend Seelen! Im December ist die Hochzeit. Nach der Hochzeit fährt das junge Paar zu den Feiertagen nach Petersburg. Vor der Abreise ein großes Gastmahl. Champagner ohne Zahl. Hurrah!“

Viertes Capitel.

Wohnortsveränderung.

Wie der Gutsbesitzer es ausposaunt hatte, gerade so ging's in Erfüllung, auch Champagner trank er auf die Gesundheit des jungen Paares und, wie böse Zungen behaupteten, mehr als er vertragen konnte. Bald nachdem Lebell mit seiner jungen Frau nach Troitzko zurückgekehrt war, nahm er seinen Abschied und erhielt noch den Rang eines Obersten. Im November, gerade ein Jahr darauf, schenkte ihm Marie Wassiliewna einen Sohn. War sie bisher ergeben und scheinbar auch zufrieden, so versetzte sie dieses neue Ereigniß in Entzücken und sie schien vollkommen glücklich. Leidenschaftlich hing sie an ihrem Kind, stillte und pflegte ihren Wassia selbst, ja sie war sogar eifersüchtig auf die Liebkosungen ihrer Mutter, welche den größten Theil ihrer Zeit bei der Tochter zubrachte und ebenfalls in ihren kleinen Enkel vernarrt war. Man hätte glauben sollen, dieses neue Gefühl würde sie ihrem Manne mehr nähern, aber gerade das Gegentheil geschah; sie dachte jetzt bei Weitem weniger an ihn; er war ihr vor allem der Vater ihres Wassia, und dann erst ihr Mann. Lebell war zu jener Gemüthsruhe gelangt, die glück-

lichen Ehemännern meist zu Theil wird, wenn die ersten stürmischen Ergießungen ihres ehelichen Lebens vergangen sind. Er liebte Frau und Kind zwar zärtlich, aber besonnen und mit Ruhe; sein Haus war ihm jetzt ein lieber, angenehmer Aufenthalt, er genoß das Leben behaglich und wendete sich wieder seinen Lieblingsbeschäftigungen, wie der Ordnung seines großen Besitzthums zu. Und so war, oder schien die Familie wenigstens glücklich und zufrieden, Alles ging wie auf Rädern.

So vergingen zwei Jahre, als Mascha wieder schwanger wurde, während ihr Sohn schon zu gehen anfing. Zu dieser Zeit zogen sich die ersten dunkeln Wolken an ihrem Horizont zusammen. Die alte Werigin fing nämlich an zu kränkeln. Zwar wurde sie wieder besser, nachdem sie im Herbst zu ihrer Tochter auf deren Wunsch nach Troitzko übergesiedelt hatte, doch war diese Besserung nur scheinbar. Als sie an einem feuchten Morgen die Kirche besucht hatte, kam sie so erkältet nach Hause, daß sie sich ins Bett legen mußte. Der Arzt, den man herbeirief, schüttelte den Kopf bedenklich . . . Eine Woche später war sie nicht mehr. Man begrub sie auf dem Dorfkirchhof in Rutschi. Für Marie Wassiliewna war dieser Verlust ein unendlich schwerer und unersetzlich. — Ihre Mutter war ja der einzige lebende Zeuge und die Vertraute ihrer Jugendliebe, sie allein kannte ihr ganzes vergangenes Leben. Zwar blieb ihr noch ein Bruder, der aber war bereits als Kind zur Erziehung in ein Kadettenkorps der Hauptstadt gebracht, und seit jener Zeit hatte sie ihn nur zweimal gesehen. Er hatte nie mit ihr unter einem Dache gelebt, nie Freude oder Schmerz mit ihr getheilt, er war ihr fremd geworden, wie sie ihm. —

Unter Thränen über diesen Verlust gebar sie eine Toch-

ter. In einem Augenblick, wo sie ihre volle Kraft nöthig gehabt hätte, wurde ihr Nervensystem heftig erschüttert und dieses Seelenleiden ließ in ihr ein nie zu hebendes Uebel zurück. Ihr Charakter nahm zu Zeiten eine gewisse Reizbarkeit an, oft überkam sie eine unerklärliche Angst, wie vor einem bevorstehenden Unglück. Mit der Geburt ihrer Tochter verminderte sich eigenthümlicher Weise ihre übergroße, heftige mütterliche Liebe, sie wurde ruhiger, gewissermaßen kälter. Diese Veränderung entging Paul Petrowitsch nicht, und beunruhigte ihn nicht wenig. Er liebte seine Frau zärtlich, daher wendete er sich an einen bekannten, erfahrenen, alten Arzt und dieser rieth zu einer Luftveränderung, Zerstreuung. Lebell dachte über diesen Rath nach, doch gefiel er ihm anfangs nicht, weil, um ihn in Erfüllung zu bringen, er seine ihm liebgewordene Lebensweise aufgeben und sich vom Gute trennen mußte, und die ärztliche Vorschrift wäre wahrscheinlich nicht zur Ausführung gekommen, wenn das despotische Schicksal nicht anders gewollt hätte. Er hatte, wie bereits gesagt, noch ein anderes, reizend gelegenes Gut, Sorokino, welches größer und besser als Troitzko war, und auf welchem er als Junggeselle nicht hatte wohnen wollen. So lange die alte Werigin lebte, wollte er sie natürlich nicht von der Tochter trennen, auch hatte er ja Troitzko erst wieder in Ordnung bringen müssen, jetzt aber, nachdem das geschehen, fand er sich hier weniger beschäftigt und sein Wirkungskreis wurde ihm eigentlich längst schon zu beschränkt; als nun noch einige Unannehmlichkeiten mit seinen Gutsnachbarn hinzukamen, so faßte er endlich den Entschluß — war ja auch Marie Wassiliewna vom Arzte eine Luftveränderung anbefohlen worden — mit seiner Familie nach Sorokino überzusiedeln. Das

Gut lag in der Nähe der Kreis-Hauptstadt und er hoffte, Mascha würde dort vielleicht eine Gesellschaft finden, die ihr mehr anspräche, als die bisherige — am meisten aber dachte er wohl hierbei an sich selbst, ohne sich jedoch weiter Rechenschaft darüber abzulegen. Marie Wassiliewna, welche alles Neue, Ungewohnte anfangs beunruhigte, wäre vielleicht lieber in Troitzko geblieben, sie stellte aber den Wünschen ihres Mannes keine Hindernisse entgegen, und da ihr auch Rutschi's Nähe nur traurige Erinnerungen hervorrief, so wurde der Umzug beschlossen. Im März, während der großen Fastenzeit, nach einem glänzenden Abschiedsschmause, bei welchem der bekannte alte Gutsbesitzer wieder zu viel Champagner trank, verließ die Familie Troitzko. Ein Abschiedsgottesdienst, wie eine Trauermesse, dem Andenken der Mutter zu Ehren, welcher, der Sitte gemäß, das ganze Haus beiwohnte, wurde vor der Reise gehalten.

Von den Segenswünschen der Bauern und der alten Dienstboten insbesondere begleitet, nahm Mascha unter Thränen von Allen Abschied; Iwan Kusmitsch Ussow begleitete sie bis zur Kreisstadt, wo sie sich ein paar Tage aufhielten und einige Bekanntschaften, namentlich beim Gouverneur machten.

Das neue Gut gefiel allen ungemein, besonders aber Marie Wassiliewna: Die Einrichtung war eine herrschaftliche, im vollsten Sinne des Wortes; der große, parkartige, alte Garten, an welchem das Haus lag, voll schattiger, hoher Bäume und reizender Wiesen, das Haus selbst auf einer kleinen Anhöhe, hart an einem Abhange, durch welchen ein schäumender Bach sich in den Teich ergoß, nicht weit davon eine Wassermühle, hinter dieser waldbedeckte Hügel und in weiterer Entfernung ein segelbedeckter Fluß.

Nachdem sie das Haus von unten bis oben besichtigt, gingen sie in den Garten, wo Marie Wassiliewna sich so ermüdet fühlte, daß sie sich auf einer hölzernen Bank niederlassen mußte. Lebell unterstützte sie, sie schien ihm schwächer als gewöhnlich. Ei Mascha! was für ein altes Mütterchen Du geworden bist," sagte er, den Kopf schüttelnd. „Wir werden hier mehr spazieren gehen müssen, sonst wirst Du das Gehen ganz verlernen."

„O, es wird sich bessern," antwortete sie lächelnd, „ich hoffe, hier werde ich wieder ganz gesund werden, hier draußen ist's so schön, die Luft so rein. Da in der Stadt bei der Frau unseres Gouverneurs war mir's zu dumpfig und ich ermüdete viel schneller."

„Gestehe nur, Dir gefällt die Stadt nicht?"

Sie lächelte und nickte mit dem Kopfe.

„Nun wenn dem so ist, so werden wir nicht oft dahin fahren." Indessen ist's doch schade, ich hatte, aufrichtig gestanden, auch für Dich auf die Nähe der Kreisstadt und die Gesellschaft der Familien des Gouverneurs und des Adelsmarschalls gerechnet. Mir ist es ziemlich gleichgültig, Dir aber ist Zerstreuung nöthig."

„Ach warum nicht gar, Du und unser Arzt, ihr habt das ausgedacht; gesteh nur, Du langweilst Dich zuweilen zu Hause; Du vermissest die Gesellschaft."

„Ich? Ach welch ein Unsinn! Ich habe in meinem früherern Leben die Gesellschaft übersatt bekommen."

„Nun, nun, verstelle Dich nur nicht. Ich weiß, Kleopatra Iwanowna hat mir so einiges aus Deinem früheren Leben erzählt . . ."

Lebell zuckte die Achseln. „Schade," sagte er einige

Augenblicke darauf, „daß mein alter Bekannter nicht Gouverneur hier in L. ist.“

„Wie das?“

„Nun, erinnerst Du Dich nicht? Wir haben doch oft genug von ihm und seiner Frau gesprochen.“

„Von den Maewsky's sprichst Du?

„Ja gewiß, Sophie Ossipowna . . . die würde Dir gewiß gefallen. Das wäre so eine Bekanntschaft, wie ich sie Dir wohl wünschte.“

„Ist die Familie immer noch in Solsk?“

„Ja in Solsk, nicht gar so weit von uns.“

„Hast Du ihr nicht kurz vor unserer Abreise aus Troitzko geschrieben?“

„Ja, und ich habe sie gebeten ihre Antwort hierher zu senden. Ich werde Dir einmal ihre Briefe zeigen . . . ich weiß nicht, habe ich Dir gesagt, daß sie Dich im letzten grüßen läßt?“

„Ja, und ich hoffe, daß Du auch von mir wieder gegrüßt hast?“

„Ei freilich.“ —

So fing ihr neues Leben in Sorokino an. Zu Anfang des Sommers spazierten sie recht fleißig in der reizenden Umgegend, zuweilen fuhren sie auch mit den Kindern aus, besuchten jedoch nur selten einen Gutsnachbarn. Lebell liebte seine Kinder sehr, doch durften sie ihn nicht bei seinen Beschäftigungen stören; ebenso zugethan war er seiner Frau, nur war seine Zuneigung mit der Zeit zur ruhigen Anhänglichkeit eines bequemen Ehemannes geworden.

Von Marie Wassiliewna ließ sich fast dasselbe sagen, sie achtete vor Allem in ihm den Vater ihrer Kinder, den ge-

bildeten edlen Mann, der sich eines armen verlassenen Mädchens angenommen und zu sich erhoben hatte. So liebte jeder von ihnen auf seine eigene Weise, instinktmäßig fühlten jedoch Beide, wie ihnen etwas fehle, was das aber war, das konnte er nicht sagen, während sie es sich zu verhehlen suchte. Lebell, der von jeher Anlage zum Frömmler gehabt hatte, war im Laufe der Zeit noch strenger in Beobachtung der Vorschriften der griechisch-katholischen Religion geworden, keinen Sonn- oder Feiertag versäumte er die Kirche, hielt streng seine Fasten und neigte stark zum Mystizismus hin. Dies war der einzige Punkt, in welchem er mit Marie Wassiliewna vollkommen harmonirte. Oft saßen sie und lasen zusammen irgend ein Buch in der Art des Thomas a Kempis, oder er las ihr etwas aus Zimmermanns „Einsamkeit" vor. Wissenschaftliche Gegenstände waren ihr unzugänglich und Romane liebte er wieder nicht; Briefe allein empfingen und lasen sie Beide gern und deren trafen bald nach ihrer Uebersiedlung manche ein.

Eines Abends, es war im Juni und die Abenddämmerung bereits herangebrochen, stand die kochende Theemaschine auf dem Tisch und Marie Wassiliewna wartete auf ihren Mann, der eben aus der Stadt zurückgekehrt war und sich im Kabinet umkleidete. Endlich trat er ein und setzte sich an den Theetisch. „Da bringe ich Dir Neuigkeiten, Mascha," sagte er, „hier ist ein Brief von Sophie Ossipowna, vieles schreibt sie von Dir, fast zwei Seiten. Da, hast Du nicht Lust zu lesen?"

Mit diesen Worten übergab er ihr ein mit festen, fast männlichen, doch nachlässigen Schriftzügen beschriebenes Papier. Neugierig blickte Marie Wassiliewna auf dasselbe.

„Darf ich Alles lesen?“ fragte sie.

„Ei gewiß! Welch' eine Frage?“

„Küssen Sie von mir — so schrieb Sophie in französischer Sprache — Ihr liebes Weibchen tausendmal, da ich es, 300 Werst von Ihnen, nicht selbst thun kann. Wir kommen einander so nach und nach näher, ein Grund für mich, „sie“ zu lieben, daß „sie“ Sie dahin gebracht hat, Ihr widerwärtiges altes Nest am andern Ende der Welt zu verlassen. So lange wir noch so weit von einander entfernt lebten, daß es mir nicht einfiel, wie wir noch einmal vielleicht wieder zusammen kommen könnten, empfand ich nichts für „sie“ als vielleicht einen sehr gewöhnlichen kleinen Familienhaß oder Neid, jetzt aber fange ich an, sie ebenso sehr zu lieben wie Sie und da kann es mit der Zeit dazu kommen, daß ich sie sehr bald viel mehr lieben werde, als Sie, der ja, wie alle Männer undankbar sind und nicht viel taugen. Was soll das nun wieder heißen, wie durften Sie so unverschämt sein, mir so ein paar magere Seiten zu schreiben, aus welchen Ihr letzter Brief bestand; als ob sich gar nichts Interessantes hätte finden lassen mir mitzutheilen? . . . Wenn Sie eben so kurz und wortkarg mit Ihrer — (so nennen Sie mir doch um Gottes willen endlich einmal ihren christlichen Taufnamen! Sie nennen sie immer nur „Ihre Frau“, als ob sie sonst nichts weiteres wäre! . . .) Ich sage, wenn Sie mit ihr eben so wortkarg sind, so beneide ich sie um ihr häusliches Glück nicht . . . Die Arme! Da muß sie ja vor Langerweile sterben . . . N'est-ce pas, Madame? —

„Sagen Sie mir doch einmal, Paul, werden wir denn ewig nur mit einander korrespondiren, während die Entfernung zwischen uns, nach fünfjähriger Trennung, nur eine Fahrt

von dreißig Stunden ist? Das könnte einem ja jede Freundschaft verleiden und in Verzweiflung bringen. Ich liebe aber nicht zu verzweifeln und meine, wenn der Berg nicht zu Mahomed kommt, so muß Mahomed zum Berg kommen. Jetzt handelt es sich blos darum, zu erfahren, wer von uns Beiden sich in der unangenehmen Lage des Berges befindet, der da nicht vom Platze kann? Nun, Sie doch gewiß nicht! Den Sommer über will ich Sie noch entschuldigen, da können die Arbeiten Sie zurückhalten; aber sagen Sie mir doch um's Himmelswillen, was treiben Sie denn den ganzen Winter über? . . . Seien Sie bon enfant, besuchen Sie uns (avec madame et avec vos babins, bien entendu?) Platz ist hier genug für Sie, ein ganzes Haus, wenn Sie wollen. Was sagen Sie dazu, meine niedliche Unbekannte, mit der ich gern Bekanntschaft zu machen wünschte... Abgemacht? Paul, cher Paul, sagen Sie ja!

„Mein Mann und Helene bitten ihrer freundschaftlichst zu gedenken. Mein Mann ist, wie immer, mit Geschäften überhäuft. Helene endlich einmal Braut! Sie heirathet einen gewissen Sissuew, einen achtungswerthen und gesetzten Mann, der überdies die gute Eigenschaft hat, nicht arm zu sein. Er ist ein verabschiedeter Staatsrath und Besitzer von Eisenwerken irgendwo in Sibirien. Nach der Hochzeit reisen die jungen Eheleute in's Ausland; mais si vous tenez à les voir, vous aurez encore tout le temps. Adieu! Antworten Sie bald, sollten Sie aber zu faul sein, zu schreiben, so beauftragen Sie, damit's schneller geht, Ihre Frau. Einige Zeilen von ihr würden sehr erfreuen Ihre Sie liebende Cousine

Sophie.

NB. Unser „Findling" oder besser gesagt, unser „unge-

rathener Sohn" Alexejew grüßt Sie ebenfalls. Er dient als Beamter für besondere Aufträge bei meinem Mann. Er ist, im Vergleich gegen früher, etwas gesetzter geworden und sehr im Dienste beschäftigt; um aber die Wahrheit zu gestehen, so haben all unsere Bemühungen, ihn zu zähmen und ihm seine Zigeunerneigungen zu benehmen, wenig gefruchtet. — Ich fragte ihn gestern, ob er Ihnen vielleicht etwas mitzutheilen habe? Er antwortete: „Fragen Sie ihn doch einmal, ob er sich nicht im Paradiese langweile? — Die gute Cousine wird diese Dummheit entschuldigen."

Marie Wassiliewna las diesen Brief begierig durch, er schien ihr sehr zu gefallen, mehrere Male lächelte sie unwillkürlich.

„Laß mir den Brief!" sagte sie endlich, ich läse ihn gern später noch einmal."

„Meinetwegen behalte ihn ganz. Es freut mich, wenn er Dir Spaß macht. Wenn Du die Schreiberin kenntest, so würde sie, glaube ich, Dir gefallen; so versteht sie es, jeden an sich zu fesseln."

„Das glaube ich wohl, nach ihrem Briefe zu urtheilen."

„Wirst Du ihr nicht ein paar Zeilen schreiben? Sehr originell würde die Korrespondenz zwischen Freundinnen sein, die einander nie gesehen haben."

„Ich weiß nicht . . . ich schreibe nicht gut genug . ."

„Versuch's einmal."

Sie lächelte und nickte mit dem Kopfe.

„Wer ist denn dieser Alexejew, von dem die Cousine schreibt?"

„Ach! das ist ihr sehr großer Freund, mit dem wir alle in Petersburg gut bekannt waren, ein großer Sonderling; sonst ein tüchtiger Mensch."

„Warum nennt sie ihn aber den Findling?“

Lebell lachte.

„Weil wir ihn zusammen in Petersburg aufgesucht haben — Sie hat seine Bekanntschaft auf einer Station gemacht, oder, wie sie sagt: sie hat ihn dort aufgefischt.“

Eine Wolke zog über Mascha's Gesicht. „Was für eine sonderbare Frage er macht!“ sagte sie.

„Hm, das ist so ganz in Gregor Alexejewitsch's Geschmack.“

Die Theekanne erzitterte in ihrer Hand bei diesem Namen so, daß sie sie fast hätte fallen lassen. Lebell, der gerade seinen Thee trank, bemerkte es nicht.

„Sie bittet uns zu sich,“ fuhr er fort.

„Nun, und Du könntest ja fahren,“ antwortete sie nachdenklich.

„Aber Du?“

„Wie kann ich wohl mit den Kindern. Das ist zu beschwerlich . . . macht zu viel Umstände!“

„Freilich, aber wenn ich nur denken könnte, daß Du dich in Solsk amüsirtest, so würde ich die Beschwerden nicht scheuen!“

„Und überdies im Winter!“ fuhr sie fort. „Die Kinder könnten sich erkälten . . . Lise ist noch zu klein, die erfröre mir ganz gewiß unterwegs.“

„Wie das? Haben wir sie doch im März hierhergebracht und sind die Kinder doch gesund geblieben. Die frische Luft wird ihnen nichts schaden. Wenn Du die Kinder wie Kranke hältst, so werden sie auch krank werden.“

Wenn Lebell anfing, so folgte gewöhnlich eine lange Abhandlung; er hatte gar nicht recht Lust, nach Solsk zu fahren,

aber als Theoretiker liebte er über Prinzipe zu streiten, an deren Ausführung er selbst nicht dachte.

Bei Marie Wassiliewna fand gerade das Gegentheil statt. Sie wäre gar gerne nach Solsk gefahren, zu der Cousine, die so drollige Briefe schrieb; aber eine solche Reise, wie jedes Neue regte sie auf, es überfiel sie, bei dem Gedanken daran, eine Angst, von der sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte und so ergriff sie gern jeden Vorwand, um zu beweisen, wie unausführbar eine solche Reise wäre. Uebrigens war es ja auch noch lange hin, bis zum Winter.

Am folgenden Morgen nahm Mascha ein Heft hübschen Briefpapiers und setzte sich der Cousine zu antworten. Sie, wie jede junge Frau, hatte noch einige Jugendfreundinnen, denen sie von Zeit zu Zeit schrieb. Diese Briefe schrieb sie ohne nachzudenken, sie wußte im Voraus, sie würden gut genug sein. Dieses Mal war die Sache eine ganz andere; es bedurfte einer gewissen Gewandtheit und des Selbstvertrauens, um einer Verwandten von Weltbildung, die sie überdies nie gesehen hatte, zu antworten.

Alles dies begriff Marie Wassiliewna recht wohl und deßhalb saß sie eine geraume Zeit vor dem weißen Papier, die Dinte trocknete einige Mal in der Feder ein, zwei Finger waren beschmutzt, ein paar Bogen angefangen und ärgerlich wieder zerrissen, ehe sie folgende Zeilen zu Stande brachte:

Sorokino, 13. Juni.

„Theure Cousine Sophie Ossipowna!

Lange bereits habe ich die Absicht, Ihnen zu schreiben, beständig aber werde ich durch die Kinder abgehalten. Kinder, das wissen Sie wohl, sind große Despoten! Und die meinigen

beherrschen mich vollkommen, alle meine Gedanken, meine ganze Zeit wird von ihnen in Anspruch genommen, ohne daß Ihre Cousine jedoch darüber zu klagen wagt, da sie für die verlorene Freiheit reichlich belohnt wird. Und doch ist es mitunter schade, so beschäftigt zu sein! Als ich zum Beispiel Ihren freundlichen Brief an Paul las, mußte ich unwillkürlich bedauern, nicht nach Wunsch über mich verfügen zu können. Wenn man Kinder, dachte ich, nur so einpacken könnte, wie man andere Reiseeffekten verpackt, mit welchem Vergnügen würde ich nicht die freundliche Einladung meiner lieben Cousine annehmen und sie diesen Winter besuchen! Aber —" nun folgte eine ausführliche Beschreibung, wie unausstehlich sich Kinder unterwegs aufführen, und welchen Gefahren sie unterworfen sind und hierauf eine kleine, recht hübsche Beschreibung ihres Gutes. Der Brief endigte ganz naiv mit dem Beweis, daß es dem Berg viel leichter sei, sich in Bewegung zu setzen und zu Freund Mahomed zu kommen, als „Mahomed mit Frau und Kindern" im Winter den Berg zu besuchen. Zum Schluß lud sie Sophie zu sich ein. „Mir sagt etwas," fügte sie hinzu, „daß wir einander sehr lieben werden."

In der Nachschrift war hinzugefügt, daß ihr Mann, um zu beweisen, daß er nicht faul sei, ihr nächstens einen langen Brief schreiben werde.

Lebell sandte diese Zeilen ab und schrieb einige Tage darauf selbst der Cousine eine lange Epistel, in welcher er das Thema, „ob es nicht langweilig im Paradiese sei," ausführlich behandelte. Noch fügte er hinzu, „daß er nicht begreifen könne, warum die Cousine, oder besser die Cousinen, nicht jetzt zu ihnen nach Sorokino kommen könnten. Marie Wassiliewna würde unendlich froh sein u. s. w."

Eine Correspondenz war so eingeleitet, in welcher, wenn auch Helene hin und wieder ein paar Zeilen schrieb, doch Marie Wassiliewna und Sophie Ossipowna die Hauptrollen spielten.

Es ist schwer, zu sagen, ob diese beiden Frauen, wenn sie „ohne Vorrede,“ zufällig persönlich Bekanntschaft gemacht hätten, einander gefallen haben würden, so aber, aus der Entfernung, hatten sie große Zuneigung zu einander gefaßt; weibliche Neugierde war gewiß bedeutend dabei im Spiel.

Aus Sophiens Antwort ersahen Lebells, daß sie jetzt nicht kommen könne, da Helene vor ihrer Hochzeit das letzte Jahr bei ihr wohne, Helene aber schon gar nicht an's Reisen denken dürfte, weil ihre Aussteuer besorgt werde und Monsieur Sissuew, ihr Bräutigam, sie nicht von dort fort lasse.

Das war nun Alles wahr, aber nur zur Hälfte. Da gab es noch einen Grund, von welchem sie jedoch nicht reden konnte. Sophie hatte, wie uns bekannt, einen Freund, der zu ihr im Laufe der sechs Jahre in ein sehr intimes Verhältniß getreten war. Dieser, jetzt ihrem Manne ganz unentbehrlich gewordene Freund, hatte trotz seiner Jugend und Unerfahrenheit sehr bald den künstlich zusammengesetzten Mechanismus der höheren Verwaltungskunst in allen seinen Theilen erlernt. Der General, der anfänglich des jungen Mannes Pläne nnd Vorschläge herablassend belächelte, bekam sehr bald eine ganz andere Meinung von seinem „Protégé,“ da die Erfahrung ihn lehrte, mit welchem praktischen Verstande und durchdringenden Geiste derselbe begabt war. So fing er denn an, ihn über allerlei um Rath zu fragen. Das Resultat übertraf seine Erwartungen. Die schwierigsten, kitzlichsten Punkte seiner Verwaltung, über welche seine beiden

Vorgänger gestolpert und gefallen waren, und die unserm Fedor Leontjewisch nicht wenig Sorgen verursacht hatten, wurden ohne besondere Anstrengungen geordnet. Das ihm anvertraute Gouvernement, welches beim Minister im schlimmsten Lichte gestanden hatte, war im Laufe von sechs Jahren so umgewandelt, daß es jetzt als Muster der Verwaltung galt. In Folge dessen hatte der General einen Stern, eine bedeutende Gratification und den General-Lieutenantsrang erhalten; der bei ihm für besondere Aufträge stehende Beamte, der Candidat Alexejew (unser Lukin), war für Auszeichnung zum Hofrath befördert und bekam überdies jedes Jahr eine erhebliche Geldbelohnung.

Er war die rechte Hand des Gouverneurs.... Seine moralische Vervollkommnung hatte dagegen, trotz aller Bemühung Sophie Ossipownas leider keine großen Fortschritte gemacht. In Solsk war er sehr beliebt, obgleich er im Laufe der Jahre schon manche schlimme, meistens Liebeshändel gehabt hatte. Ein solcher hätte ihm auch bald den Dienst gekostet. Ein ziemlich ausschweifender Gutsbesitzer machte einer jungen Schauspielerin einer wandernden Truppe den Hof, gerieth darüber mit Lukin in Streit und forderte diesen heraus. Lachend nahm Lukin diese Herausforderung an und eben so lachend streckte er seinen Gegner zu Boden. Glücklicherweise kam Letzterer mit dem Leben davon, die Sache wurde vertuscht, doch kostete es Fedor Leontjewitsch viel Mühe und Sophie manche Thräne. Lukin hatte wahr gesprochen, die Rolle eines Schutzengels wurde ihr nicht leicht. Sie zahlte für dieselbe theurer, als sie je hätte ahnen können. Ohne von den ewigen Klatschereien zu reden, die ihr beständiger, vertrauter Umgang hervorrief und die zuweilen ihr

selbst zu Ohren kamen, waren seine Intriguen ein beständiger Gegenstand des Streites unter ihnen, dazu kam noch manche Verlegenheit, in die seine finanziellen Verhältnisse ihn oft brachten. Das Capital, welches er noch aus Petersburg mitgebracht hatte, war bereits theils für seine Einrichtung verausgabt, theils verspielt. Es gab jetzt Augenblicke, wo er bis über die Ohren in Schulden verwickelt war und wo sie, um ihm zu helfen, Schmuck und Silberzeug für ihn versetzte. Sein erster Gewinn oder eine Dienstgratification ersetzte ihr zwar Alles wieder, ja manches schöne Geschenk verehrte er ihr, doch kam die Freude über eine prachtvolle Nipptischfigur oder seltene Blume, der Sorge und Angst, die sie oft seinetwegen ausstand, nicht gleich. Was sie am meisten in Verzweiflung brachte, war, daß sie keinen Augenblick sicher war, allein in einem Herzen und über einen Menschen zu herrschen, dessen Zigeunercharakter, wie sie es nannte, allen ihren weiblichen Künsten trotzte. Ihre Eifersucht machte sie zuweilen höchst unvorsichtig; es gab Augenblicke, wo sie im Begriff war, auf dem Balle, auf der Straße oder im Cabinet ihres Mannes alle Vorsicht zu vergessen und loszubrechen. Solche Sturmausbrüche kannte er jedoch vortrefflich und wußte ihnen noch im letzten Augenblicke vorzubeugen. Die Gewalt, die er über sie hatte, glich dem Zauber. Durch zwei Worte konnte er sie zur Verzweiflung bringen, zwei Worte sie eben so plötzlich wieder besänftigen. Und doch gab es Minuten, wo diese Gewalt an einem Haare hing; dann beugte er sein starres Haupt, bat um Verzeihung, schwur Ergebenheit.... Das waren die einzigen Augenblicke ihres Triumphes, Augenblicke, in denen sie sich wahrhaft glücklich fühlte. Nur kamen diese selten und vergingen eben so rasch

— und wieder entstanden in ihr Zweifel, Eifersucht und folgten Vorwürfe.

Jetzt wird wohl ein Jeder leicht begreifen, warum sie sich nicht entschließen konnte, Solsk zu verlassen. Genöthigt jeden Tag zu verheimlichen, zu lügen, ihren Mann, Gott und die Welt — ihn allein und ihre Schwester ausgenommen — zu hintergehen, reichte ihre ganze Gewandtheit kaum aus. Sie fand oft seine Stellung, im Vergleich mit der ihrigen, leichter, erträglicher und beneidete dieselbe. Aber wie schrecklich irrte sie darin! .... Wenn sie gewußt hätte, wie ihm zuweilen zu Muthe war, was er vor aller Welt zu verbergen hatte, sie würde bei all ihrer Kühnheit, bei ihrer ganzen Opferbereitwilligkeit sich nicht entschlossen haben, mit ihm zu tauschen!

Sie wohnten nicht weit von einander, in derselben Straße, so daß sie sich jeden Augenblick sehen konnten. Die Freiheit des Umgangs in der Provinz, seine Stellung zu ihrem Mann, ihrem Hause, gaben ihm dazu ein Recht.

Eines Abends, es war im Juli, hatten die anwesenden Gäste sich soeben entfernt, auch Fedor Leontjewitsch und Helene waren in ihre Zimmer gegangen. Als sie bemerkte, wie er ebenfalls auf seine Uhr sah, faßte sie ihn liebkosend bei der Hand und bat ihn, noch zu bleiben.... „Wohin, Pan? ... Warte, ich habe Dir noch etwas zu zeigen!“

Bei diesen Worten zog sie einen Brief hervor, den sie am Morgen erhalten hatte. „Von wem? Rathe!“ sagte sie.

Er war gerade nicht bei guter Laune und antwortete nachlässig: „Das wird mir wohl so ziemlich gleichgültig sein!“ Ort und Datum waren im Briefe deutlich obenangeschrieben.

...„Aha, ich weiß schon, von Le...." er endigte nicht. Die Handschrift zog seine Aufmerksamkeit auf sich.

„Nun, was stierst Du den Brief so an? Du weißt doch nicht, von wem er kommt. Paul's junge Frau schreibt mir zum ersten Mal. Hör' nur..." und sie fing an, ihm den uns bekannten Brief vorzulesen, hin und wieder eine Art komischen Commentars hinzufügend. Lukin verschlang, ohne ein Wort zu sagen, über ihre Schultern auf den Brief, den sie in der Hand hielt, blickend, die Zeilen mit den Augen. Er empfand etwas, wovon er sich nicht Rechenschaft abzulegen vermochte. In der Handschrift, wie der Redeweise, athmete ihm etwas so Bekanntes, Vertrautes entgegen. Kaum fing sie an die letzte Seite zu lesen, so blickte er auf die Unterschrift.

„Wen hat Lebell geheirathet?" fragte er, als sie geendet hatte, sich Gewalt anthuend (wie ward es ihm dies Mal so schwer!) mit nachlässigem Tone.

Eigenthümlich war es, daß er diese Frage zum ersten Mal machte. Zwar war ihm längst bekannt, daß Lebell verheirathet war, die Sache ihm aber so gleichgültig gewesen, daß es ihm nie in den Sinn gekommen war, sich näher darnach zu erkundigen.

„Wen?" wiederholte sie. „Ja, ich habe ihn selbst darnach gefragt und erwarte in diesen Tagen Antwort."

Die Antwort kam bald. „Marie Wassiliewna würde unendlich froh sein u. s. w." schrieb Lebell.

Lukin fühlte, wie ihm plötzlich das Blut zu Kopf stieg. Einen Augenblick konnte er kein Wort hervorbringen.

„Er schreibt ihren Mädchennamen nicht?"

„Nein," antwortete Sophie.

In Folge dieses Gespräches wurde eine weitere Anfrage

gemacht; Sophie konnte es ja nicht im Traume einfallen, warum er diese Frage thue, und, als Weib, war sie nach dem Brief der Cousine selbst neugierig, etwas Näheres über dieselbe zu erfahren.

Die Neugierde Lukins aber war ganz anderer Art. Er verzehrte sich vor Ungeduld und hatte keine Ruhe, bis er die ganze Wahrheit erfuhr.

Freilich, Vor- und Vatersname (Marie Wassiliewna), die Handschrift sogar, war dieselbe und ließ fast keinen Zweifel, und doch wollte er es noch nicht glauben, so unmöglich schien es ihm, zuzugeben, daß es nicht ein Traum, daß Marie Wassiliewna wirklich verheirathet sei, Kinder habe, und in seiner Nähe wohne!

Seine Gedanken verwirrten sich, wenn er nur daran dachte. Welch' neue Folter bereitete ihm das Schicksal? Was wollte es noch von ihm? Welch' ein Fluch lastete nicht schon seit seiner Geburt auf ihm! Jeder Schritt seines Lebens war, er mochte wollen oder nicht, ein Fehler, eine Lüge! Von einer Leibeigenen geboren, war er als Edelmann erzogen. Der Vater suchte ihn frei zu machen und verwickelte sich und ihn. Mit Hülfe eines falschen Documents trat er in die Universität ein und studirte drei Jahre lang Jurisprudenz, und der erste Spitzbube, auf den er stieß, betrog und verwickelte ihn wie ein Kind! ... O! wenn er damals so bewandert in Rechts- und Geschäftssachen gewesen wäre wie jetzt, er hätte sich nicht zu Grunde richten lassen, hätte Sschgutow nicht so leicht abgegeben! Weder die Todten, noch die Lebendigen hätte er geschont, sein Recht zu verfechten. ... Doch was nützte ihm das jetzt noch? Sein ganzes weiteres Leben war ja nichts als eine einzige große

Lüge! Das Schicksal führte ihn immer dahin, wohin er nicht wollte. Er eilte als Jüngling dem einzig und heißgeliebten Wesen entgegen und mußte sich von demselben gewaltsam trennen. Und jetzt, da er ihr entsagt, entflohen, führte sie das Schicksal wieder zusammen, und wie um ihn zu höhnen, als Weib eines Andern! Und wie haßte er jetzt nicht diesen Lebell! Wie lebhaft trat ihr Bild jetzt wieder vor seine Augen. Feuer unter der Asche gleich, loderte seine ganze alte Liebe zu ihr wieder heftig und verzehrend in ihm empor.... Was würde er nicht darum geben, wenn er sie nur einen Tag, eine Stunde, ja einen Augenblick sehen und nur den Ton ihrer Stimme hören, sie nur einmal noch umarmen könnte!

Im August erhielt Sophie Ossipowna wieder einen Brief, den sie Lukin zeigte. Er benahm ihm allen Zweifel.... Einige Tage darauf hatte er mit Sophie ein unbedeutendes Gespräch, welches nichts desto weniger in seinen Folgen höchst bedeutungsvoll wurde. Sie bedauerte nämlich, daß die Lebells nicht bei ihnen lebten, die Freundschaft zu ihnen würde, meinte sie, festeren Boden haben und aufrichtiger sein, als in den officiellen Bekanntschaften der Herren und Damen der Provinz sich kund gebe.

„Sie wollen nun einmal nicht kommen, ces vilains paresseux!“ endigte sie verdrießlich.

„So fahr' Du zu ihnen,“ sagte Lukin.

Sie blickte auf, wie um seine Nebenabsicht bei diesem Rathe zu erspähen. „Nein,“ antwortete sie, den Kopf schüttelnd. — „Der Besuch wäre etwas zu weit, 300 Werst! ... Nein, ich wollte sie wohnten hier, oder wir dort.... Was ist das für eine Stadt, ihr S **, weißt Du nicht?“ —

„Vom Hörensagen nur kenne ich sie. Um nichts besser als unser Solsk, wie so ziemlich alle russischen Provinzialstädte einem großen Dorfe ähnlich.“

„Wer ist dort Gouverneur?“

Lukin nannte einen bekannten Namen, hinzufügend, daß derselbe sich wohl nicht lange halten werde, da die Sachen dort schlecht gehen und man mit ihm unzufrieden sei.

„Nun und wen wird man statt seiner dahin bestimmen?“

„Ich weiß nicht.“

„Vielleicht uns?“

„Leicht möglich.“

„Würde Fedor Leontjewitsch damit zufrieden sein?“

Lukin lächelte. „Schwerlich,“ meinte er.

„Warum denn nicht?“

Er dachte einen Augenblick nach. „Nun, unangenehm wäre es ihm vielleicht nicht, weil es ihm schmeicheln muß, die Stelle eines Andern einzunehmen, bei dem die Sachen schlecht gehen. Das beweist Zutrauen zu seinen Fähigkeiten und heißt: einen Schritt vorwärts. Nur wird da viel zu arbeiten sein. Hier geht Alles wie am Schnürchen, dort müßte wieder von Neuem angefangen werden.“

„Nun, und was macht denn das?“ unterbrach sie ihn lächelnd. „Weißt Du, ich wünschte wohl, daß man uns nach S** versetzte.“

Er wollte etwas antworten, that aber, als ob er sich nicht entschließen könnte.

„Dir scheint mein Wunsch nicht zu gefallen? He? Du bist vielleicht faul, und glaubst arbeiten zu müssen?

„Nun ja, ich bin faul,“ antwortete er mürrisch.

„Ei, gros paresseux, Du wirst alt und faul. Hast Du

nicht vielleicht einen andern Grund, warum Du nicht von hier weg willst? Wart' ich werde es schon erfahren; gewiß wieder eine neue Intrigue, geh' nur, geh'!"

Kaum aber hatte er sich entfernt, als sie ihre Kammerjungfer, ein gewandtes schlaues Mädchen, welches Alles, was in der Stadt vorging, wußte, kommen ließ. Welchen Auftrag sie derselben gegeben, ist uns unbekannt, ebenso welche Auskunft dieselbe brachte; in Folge derselben wurde jedoch Sophiens Wunsch immer lebhafter und beharrlicher, ihren Mann nach S** versetzt zu sehen. In ihren Gesprächen mit Fedor Leontjewisch wußte sie, da sie immer wieder darauf zurückkam, denselben endlich zu überreden, ihr zu überlassen, in diesem Sinn für ihn durch eine ihrer Petersburger Freundinnen, eine sehr hochstehende Dame, und nahe Verwandte des Ministers zu wirken.

„Ich weiß nicht," sagte der Gouverneur zu Lukin, „was in Sophie Ossipowna gefahren ist. Was mag sie wohl an diesem unglücklichen S** gefunden haben. Zu den Lebell's könnte sie ja so einmal fahren, deswegen brauchten wir doch nicht dorthin überzusiedeln. Aber nun soll mit einem Male Klima, Gegend, Leben und Gesellschaft, Alles soll dort besser sein als hier. Ich kenne diese Stadt, sie ist eben so traurig und um nichts besser als Solsk. Reden Sie ihr, bitte, zu, sie solle keine Dummheiten machen, die mich vielleicht in Petersburg compromittiren könnten."

„Ich habe schon so viel ich konnte, dagegen geredet."

„Nun und? . . ."

„Sophie Ossipowna will von nichts wissen, ich fürchte, sie wird es in Petersburg durchsetzen. Die Generalin hat große diplomatische Fähigkeiten und Sie sollen sehen, man wird uns überführen, ehe wir uns dessen versehen."

„Ach, Sie scherzen immer! ... wenn man uns nun überführt, was meinen Sie, wie werden wir dort fertig werden? Werden wir's auch zu Stande bringen?"

„Ist's nicht einerlei, Excellenz, wo wir dienen? Und wird Sie das in den Augen des Ministers nicht noch mehr heben, besonders, wenn es Ihnen gelingt, dort Alles in Ordnung zu bringen? Das wäre der beste Weg zur Stelle eines Generalgouverneurs."

Fedor Leontjewitsch lächelte.

„Nun denn meinetwegen, mag kommen was da wolle, es wird schon gehen, wir wollen uns nicht weiter beunruhigen. Jetzt haben wir uns ja auch schon eingeübt und ich habe Ihnen ja jetzt den Gang der Geschäfte beigebracht. Nicht so wie vor sechs Jahren, wo Sie nicht einmal eine Bittschrift ordentlich zu schreiben verstanden! He, he, he!"

Der General hatte in letzter Zeit bedeutend gealtert, sein Lachen war zum trockenen Lachen eines alten Mannes geworden.

„Fedor Leontjewitsch, bedenken Sie ... Sie hatten schon dreißig Jahre gedient, und ich war damals nur ein Anfänger ..."

„Ja, ja, ich weiß, ich weiß! Nun, Sie haben gute Fortschritte gemacht ... Ich wundere mich über Ihre Fähigkeiten."

Der Art Gespräche fanden oft in der letzten Zeit ihres Aufenthalts in Solsk statt; ich sage in der l e t z t e n Zeit, denn der General wurde, Dank Sophiens Bemühungen, wirklich nach S** versetzt. Im Januar erhielt Marie Wassiliewna folgenden Brief von ihrer Cousine:

... „Wir werden uns endlich sehen und bald," schrieb

Sophie. „Vorgestern erhielt mein Mann aus Petersburg ein Papier, welches ihm seine Bestimmung als Gouverneur nach S** brachte, an die Stelle Ihrer alten Schlafmütze, der man den Abschied giebt. Wir fahren von hier Ende April oder Anfang Mai ab ... Quelle joie, chère Marie! Ich sprang auf den Stühlen und Tischen herum, gerade wie eine Pensionärin, als wir die Nachricht erhielten und vergangene Nacht küßte ich Sie im Traum viele, viele Mal ... Wie mir dieses Solsk zuwider geworden ist, können Sie sich kaum vorstellen; ich freue mich, endlich dies dumme Nest verlassen zu können ... u. s. w." Als Nachschrift war hinzugefügt: „Gestern erhielt ich einen Brief von Helene aus Paris, sie umarmt Sie Beide herzlich. Gregor Alexejewitsch bittet, Ihrem Paul seinen Gruß zu bestellen; er ist nicht zufrieden mit der Uebersiedelung, mais il a ses raisons à lui."

Fünftes Capitel.

Der Besuch.

Ende April flog Lukin in einem Dreigespann längs der Chaussee nach der Stadt S**, welche kurz zuvor der bisherige Gouverneur verlassen hatte. Es war ihm der Auftrag geworden, das Gouvernementsgebäude, die Wohnung des neuen Gouverneurs, zu besichtigen; über dessen Zustand nach Solsk Bericht einzusenden und unterdessen alle nöthigen Reparaturen raschmöglichst besorgen zu lassen.

Um drei Uhr des Nachmittags hielt sein Tarantaß vor einem nicht sehr sauber aussehenden Gasthof, dem besten der Stadt. Er ließ sich ein Zimmer anweisen und blickte auf die breite, einsame Hauptstraße, auf welche seine Fenster hinausgingen. „Hier," dachte er, „in dieser Stadt ist Mascha zuweilen, der Zufall kann sie mir vielleicht entgegen führen, vielleicht heute, vielleicht diesen Augenblick . . . Bei diesem Gedanken stieg ihm plötzlich das Blut zu Kopfe; dann kam ihm eine andere Möglichkeit in den Sinn: sie könne und werde wahrscheinlich, wenn in der Stadt, nicht allein sein — mit ihm, dem Manne, werde erschrecken, nicht im Stande sein, zu verheimlichen! . . . Das zu vermeiden, mußte er

seine Vorkehrungen treffen. Heute oder morgen werde ja die ganze Stadt die Ankunft des Beamten des neuen Gouverneurs erfahren, natürlich auch Lebell und Marien die Neuigkeit zu Ohren kommen, er genöthigt sein, die Briefe von Hause abzugeben . . . Was dann? . . . Nein zum Kukuk, dem mußte vorgebeugt werden, rasch die Hand an's Werk."

Schnell aß er zu Mittag, kleidete sich an und ging aus. — Lange mußte er suchen, bis er fand was er wünschte, endlich, gegen sieben Uhr des Abends stand ein starkes, hohes Reitpferd vor seiner Thür. Die Sonne ging unter, als Lukin die Stadt verließ, die Landstraße hinabreitend, die nach dem zehn Werst von der Stadt liegenden Gute Lebells führte. Den in der Stadt eingezogenen Erkundigungen folgend, bog er von derselben in einen Wald ab und sah bald Damm und Mühle in geringer Entfernung; da es jedoch stark anfing dunkel zu werden, so konnte er das Gut schon nicht mehr erkennen, vermuthete aber das herrschaftliche Haus in der Richtung der Reihe Lichter, welche durch die Bäume schimmerten.

„Weiter zu reiten, wäre unvorsichtig," dachte er, stieg vom Pferde, band es im Dickicht des Waldes an und setzte seine Recognoscirung zu Fuß fort. Fünf Minuten später erblickte er durch das junge Laub der Bäume das Haus, etwa zwanzig Schritte jenseits der Garteneinzäunung, dessen dunkle Linien deutlich am Horizonte hervortraten. Lichter waren in einigen Zimmern beider Stockwerke zu sehen.

Lange stand er und blickte auf das Gebäude, schon wollte er weiter gehen, als ein heller Schein, aus einem Fenster des unteren Stockwerks, welches bisher dunkel ge-

wesen war, seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Der Vorhang vor demselben war nicht heruntergelassen. Zwei Frauenzimmer wurden sichtbar. Die eine, eine schlanke, zarte Gestalt in einer eleganten Blouse stand ihm den Rücken zugekehrt, die andere mit dem Lichte in der Hand suchte etwas im Zimmer. — Seine Herzblut stockte, seine Kniee bebten ... sie war es, sie! — Ohne daß er ihre Züge sah, erkannte er sie an der Wellenlinie des Nackens, an den, nur ihr eigenen Bewegungen der Hände, des Kopfes ... Sie suchte etwas, wie es schien mit der Haushälterin ... jetzt, gleich wendet sie sich um, er erblickt ihr Gesicht: „Großer Gott, wie ist sie verändert, wie abgehärmt! Wie betrübt blicken ihre Augen!“

Er war außer sich. Krampfhaft ergriff er mit beiden Händen das Gitter der Gartenumzäunung und preßte sein Gesicht hindurch. Ein lautes Hundegebell brachte ihn wieder zu sich. Bald näherte es sich der Stelle wo er stand; zwei große Doggen stürzten gerade dahin. Leise schlich er zurück, indem er hoffte, sie würden ihn im Dunkel nicht bemerken, doch darin hatte er sich geirrt: wüthend wühlte sogar der eine Hund mit den Pfoten die Erde, als ob er sich zu ihm durchgraben wollte, während der andere ihm durch das Gitter die gefletschten Zähne zeigte. Er war genöthigt sich zu entfernen. Auf einem Fußpfad angelangt, kamen ihm zwei Weiber entgegen.

„Guten Abend,“ sagte er stehen bleibend.

„Guten Abend, Herr,“ antwortete die jüngere von ihnen, sich verbeugend.

„Ist Paul Petrowitsch auf dem Gute?“

„Unser Herr? ... Nein.“

„Wo ist er denn?“

„Ei, er ist vorhin in die Stadt gefahren.“

„Schon längst?“

„Nein, am Nachmittag, Herr.“

„Und auf wie lange?“

„Ja, das wissen wir nicht.“

Lukin hätte das Weib fast vor Freude umarmt. „Nun,“ dachte er, „das heißt Glück haben! das muß man benutzen!“

Nachdem die Weiber sich etwas entfernt hatten, eilte er spornstreichs zu seinem Pferde, setzte sich auf und war ein paar Augenblicke später am Eingangsthor des Gutes.

„Ist der Herr zu Hause?“ fragte er noch einmal den kleinen Burschen in Kosakenkleidern, der ihm die Pforte öffnete.

„Nein Herr, er ist nicht zu Hause.“

„Aber die Frau vom Hause?“

„Die gnädige Frau ist zu Hause.“

„So geh und melde mich. Sage: ein Gast sei aus Solsk gekommen. Gregor Alexejewitsch Alexejew.“

Er sprang vom Pferde, gab es einem zweiten Diener zu halten, und ging dem Burschen nach, die Treppe hinauf, ins Vorzimmer und von dort ins Empfangzimmer. Der kleine Kosak ging unterdessen in die inneren Gemächer, ihn anzumelden.

„Sie werden gebeten, einen Augenblick warten zu wollen, die gnädige Frau wird gleich kommen,“ sagte der Diener zurückkehrend, an der Thür stehen bleibend und den Gast neugierig betrachtend.

„Hör, mein Freund,“ sagte Lukin, „sei so gut und sieh doch einmal nach meinem Pferde, laß es ein wenig auf und ab gehen und dann in den Stall führen.“

Der Bursche ging hinaus. Er blieb in banger Erwartung allein, und betrachtete die Gegenstände um sich. Neben dem Fenster auf einem Blumentische war eine Gruppe prächtiger Pflanzen. Lukins Auge blieb darauf haften; er wußte, wessen Hand sie geordnet, sie gepflegt. Ihm war, als wehe ihm ihr Hauch aus denselben entgegen. Da fiel sein Blick zufällig in den Spiegel; unwillkürlich trat er zurück und erschrak. Sein Gesicht blickte ihm entgegen, bleich wie Wachs; die Lippen blaß und zusammengekniffen, das dichte Haar hing wüst um die Schläfen, die Kleider waren vom Ritt beschmutzt. —

Wird sie ihn noch erkennen?

Auch er hatte sich seit jener Zeit verändert, das wüste Leben seine unvertilgbare Spuren an ihm zurückgelassen!

Er ging im Saal auf und ab. Alles ringsumher athmete Ruhe und Frieden . . . da wurde ein leiser Schritt hörbar, das Rauschen eines Kleides . . . die Thür öffnete sich . . . Sie war's! . . . Er wollte ihr entgegenstürzen, der Gedanke an die ihn umgebende Gefahr allein hielt ihn zurück.

„Marie Wassiliewna!“ sagte er vortretend.

Mascha fuhr bei dieser Stimme zusammen, stierte ihn mit beiden Augen an und blieb unbeweglich in der Thür stehen. Ein schwacher Schrei entfuhr ihr; ein heftiger Schmerz zuckte durch ihre Brust, sie drückte beide Hände ans Herz, es schien ihr zu brechen. So standen sie einen Augenblick unbeweglich einander gegenüber — sie bleich, erschrocken; er ganz Feuer. Dieser eine Augenblick hatte die alte Leidenschaft wieder aufs neue angefacht . . . er wollte reden, vergebens suchte er nach einem Worte, es wurde ihm

trübe vor den Augen, vergebens rang er nach Fassung. Da fiel ihm endlich der Brief von den Maewskys ein, rasch riß er ihn aus der Brusttasche und reichte ihr denselben. Bei dieser Bewegung schrie sie ein zweites Mal entsetzt auf, ihre Augen blieben unbeweglich auf ihn geheftet; die Augäpfel schienen brechen zu wollen, so stier wurde der Blick.

„Wer ist das?" flüsterte sie zähneklappernd mit bebenden Lippen und zurückweichend . . . „Treten Sie mir nicht zu nahe, um Gotteswillen, nicht zu nah! Ach ich sterbe! Mein Gott, wer ist das?"

„Marie Wassiliewna! Ums Himmels willen, fürchten Sie nichts, wer ich auch sei, ich bin kein Geist, ein Lebender steht vor Ihnen. Ich komme von Solsk, von Ihrer Cousine und bringe Ihnen einen Brief von ihr."

„Wer sind Sie? O betrügen Sie mich nicht! Sagen Sie mir die Wahrheit, wer sind Sie?"

Eine fremde Rolle spielen zu wollen, war ein Ding der Unmöglichkeit, er reichte ihr die Hand.

„Marie Wassiliewna! Mascha!"

Ein dunkles Roth übergoß Marie Wassiliewnas Wangen und verflog wieder; aber sie wich nicht mehr zurück. Sie griff mit beiden Händen an den Kopf, sah sich im Zimmer um, wie um sich zu verwirklichen, daß sie nicht träume.

„Mascha! ich bin es, ja, ich!"

Ein Seufzer war die Antwort. Die Hände zusammenschlagend stürzte sie auf ihn zu, aber ihre angegriffenen Nerven hielten die Anstrengung nicht länger aus und in demselben Augenblick, als er ihre abgemagerte Gestalt umfaßte, sank sie besinnungslos und leichenblaß in seine Arme.

So verging eine Minute, und immer noch lag sie in

seinen Armen, mit halbgeschlossenen Augenwimpern, mit zusammengekniffenen Lippen und ein leichtes Roth wurde auf ihren Wangen sichtbar. Mascha seufzte tief und öffnete die Augen. Er setzte sie auf den Divan. Ihr Bewußtsein kehrte nach und nach wieder; ihr Gesicht belebte sich, ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen, sie ergriff seine Hände und preßte sie an ihr Herz, ihre Lippen flüsterten leise etwas ihm unverständliches.

Einige Male versuchte sie zu reden, aber auch er war zu tief ergriffen, seine Lippen konnten keine Worte hervorbringen, endlich gelang es ihm, zuerst sich zu fassen und auch ihr mehr Ruhe einzuflößen. Nun begann er ihr kurz das wichtigste aus seinem Leben mitzutheilen. Sie horchte ihm zu, begriff aber das wenigste. Als Lukin nach ihrer Mutter fragte, waren Thränen ihre Antwort. Auf einige andere Fragen sagte sie ihm, daß der alte Iwan Kusmitsch jetzt Verwalter Lebells sei, tief betrübte ihn aber, als er von der Wirthschaft auf seinem früheren Gute erfuhr. Noch fragte er, wie sie mit Lebell bekannt geworden, und wie es gekommen, daß sie ihn geheirathet habe . . . Bei dieser Frage wurde sie über und über roth, sie wollte reden, Thränen unterbrachen aber ihre Worte und er konnte sie nur mit Mühe besänftigen. Dieses Thema, das fühlte er, dürfe er nicht berühren.

Lange saßen sie dann noch, Hand in Hand, neben einander, ohne ein Wort zu sagen, in die Augen blickend. Da schlug die Wanduhr zehn. Lukin kam zu sich.

„Ich muß fort," flüsterte er. — „Leben Sie wohl!"

„Wohin eilen Sie?"

„Ich? . . . in die Stadt; es ist Zeit. Wenn ich noch

einen Augenblick länger bleibe, so wird Niemand glauben, daß dies mein erster Besuch ist."

Sie sah ihn an, ohne ihn recht zu begreifen.

„Ueberdies sind Sie zu aufgeregt, Sie bedürfen der Ruhe. Sagen Sie mir, wo Paul Petrowisch in der Stadt wohnt; ich suche ihn auf und morgen kommen wir zusammen hierher."

Nachdem er die Adresse aufgeschrieben hatte, faßte er sie bei der Hand und sagte:

„Marie Wassiliewna, vergessen Sie nicht, daß Ihr Mann vom Vergangenen nichts wissen, nichts ahnen darf; verrathen Sie mich nicht, sonst bin ich verloren! Für ihn bin ich nur Alexejew, der Abgesandte der Cousine Maewsky und sein alter Bekannter, der gekommen war, ihn zu besuchen, und der Sie heute zum ersten Male gesehen hat."

„Sind Sie Herr genug über sich selbst, dieses Geheimniß im Innersten Ihres Herzens zu bewahren?

Sie nickte mit dem Kopfe: „Es muß ja wohl sein, o, mein Gott!" flüsterte sie, am ganzen Körper bebend.

„Leben Sie wohl, . . . begleiten Sie mich nicht . . . Ihre Augen sind zu verweint, Niemand darf Sie jetzt so sehen."

Als er weggegangen war, eilte sie ans Fenster und blickte ihm nach, ihre Wangen brannten, es flimmerte ihr vor den Augen, heftig klopfte ihr Herz, sie fühlte sich unwohl und rief ihr Kammermädchen.

Diese, welche gerade ins Nebenzimmer getreten war, die Betten aufzumachen, eilte herbei.

„Mascha, es ist hier so dumpfig, öffne das Fenster und bring mir meinen Shawl, ich werde mich etwas auf den Balkon setzen."

„Aber gnädige Frau, wo ist denn Ihr Gast geblieben? Die Theemaschine kocht . . . wir glaubten, er würde hier Thee trinken.“

„Ach Mascha, daran habe ich gar nicht einmal gedacht,“ antwortete sie, sich heimlich die Augen trocknend.

Lange noch saß sie auf dem Balkon, sich zu sammeln suchend, dann ging sie in ihr Schlafzimmer, fiel vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes nieder und betete heiß und inbrünstig, aber selbst das Gebet beruhigte sie heute nicht. — Kein Schlaf wollte anfangs ihren müden Geist diese Nacht beruhigen, erst als die Sonne aufgegangen war, versank sie in unruhige nicht stärkende oder erquickende Träume; doch war die Erschütterung des vergangenen Tages zu groß gewesen, die Natur verlangte ihr Recht und den ängstigenden Träumen folgte gegen neun Uhr des Morgens ein erquickender Schlaf, aus dem sie erst um zwölf Uhr erwachte. Die Kinder hatten längst ihren Thee getrunken und kehrten bereits vom Spaziergang heim, als sie aufstand. Sie fühlte sich zwar ruhiger, doch hatte sich ihrer eine gewisse Apathie und Schwäche bemächtigt, wie nach Morphiumpulvern gegen schlaflose Nächte zu entstehen pflegt. Die Begebenheit des gestrigen Tages erschien ihr wie durch einen Schleier, als ob sie dieselbe nur im Schlaf erlebt hätte. Doch der erste Beweis der Wirklichkeit wurde ihr in dem Briefe der Cousine gegeben, den ihr Mascha überreichte. Sie hatte ihn gestern Abend im Saale fallen lassen. Sie kleidete sich an, ging zu den Kindern und in die Küche, darauf in den Garten, den Brief zu lesen . . .“

In der Stadt waren unterdessen die beiden Freunde zusammengetroffen. Lebell hatte in seiner Stadtwohnung um

zehn Uhr kaum Thee getrunken, als der Diener ihm meldete, daß ein Herr Alexejew ihn zu sehen wünsche.

„Alexejew? Was für ein Alexejew? Wo ist er?“ rief Lebell überrascht und erfreut.

„Der Herr ist dort,“ sagte der Diener auf's Nebenzimmer zeigend. Lebell sprang auf, eilte dem Gast entgegen und führte ihn zu sich herein.

„Gregor Alexejewitsch! Sind Sie's wirklich?“ sagte er, indem er ihn umarmte.

„Ich und Niemand anders,“ antwortete jener lächelnd.

„Sind wir denn endlich wieder zusammen gekommen? wie mich das freut! Nun, erzählen Sie mir, wie geht's? Ja, ja, wir haben uns beide verändert; Sie sind jetzt im Dienst, ich habe ihn verlassen, wir haben unsere Rolle getauscht,“ sagte Lebell, in dem man jetzt schwerlich den früheren Gardeoffizier wiedererkannt hätte, so veränderte ihn der volle blonde Bart, die Abwesenheit der goldenen Epauletten und der weite Civilpaletot, wie der besonders hervortretende Zug von Mystizismus in seinem Gesichte.

„Wahrscheinlich hat die Cousine Sie als Quartiermeister vorausgeschickt? — Wann kommt sie selbst?“

„Ich weiß nicht . . . Es muß ihnen erst eine Wohnung fertig gemacht werden, deßwegen bin ich hier.“

„Nun, dazu wird sich schon Zeit finden. Erst müssen Sie mit mir nach Sorokino kommen; ich werde Sie mit meiner Frau bekannt machen.“

„Ich danke bestens. Die Bekanntschaft ist bereits gemacht.“

„Wie wäre das möglich? . . . Wann?“

„Gestern Abend, ich war schon bei Ihnen, meine Aufwartung zu machen, traf Sie aber nicht zu Hause.“

„Wie mir das leid thut! Wenn ich das hätte ahnen können, ich fuhr erst gestern gegen Abend in die Stadt.“

Lebell that es wirklich leid, daß Lukin ihn nicht gefunden hatte, denn ihm war die Ankunft seines Petersburger Freundes eine große Freude, er hoffte mit ihm in Zukunft die Zeit wieder angenehmer zu verbringen und fürchtete, Marie Wassiliewna möge demselben kalt, vielleicht langweilig und ceremoniös erschienen sein. Seine Befürchtungen wären unter andern Umständen wohl gerechtfertigt erschienen.

„Nun richtig, wie ich befürchtet hatte,“ brummte er vor sich hin, als er aus verschiedenen Fragen erfuhr, wie Mascha den Gast ohne Thee, ohne Abendessen wieder hatte wegreiten lassen, ihm sogar nicht einmal eine Cigarre angeboten hatte — mit dieser Frau kann man keine Gäste bei sich sehen, — Kleopatra Iwanowna hatte Recht; — und ihr wäre doch Zerstreuung vor allen Dingen so nothwendig! . . .“

Um Lukin den ersten, vielleicht ungünstigen Eindruck zu benehmen, forderte er ihn auf, mit ihm auf's Gut zu kommen; er hoffte, Mascha würde in seinem Beisein freundlicher, unbefangener sein. Dieser war damit zwar zufrieden, doch wünschte er erst das Haus des Gouverneurs zu sehen und einen Brief nach Solsk zu schreiben . . . „Denn,“ sagte er, „die Post geht heute, und wenn Sophie Ossipowna nicht ein paar Zeilen erhält, so . . . Nun, Sie kennen sie ja, die gnädige Frau hat ihre Launen und mit ihr ist nicht gut scherzen.“

Lebell lachte. „O, ich weiß, ich weiß! — Sie werden aber noch Zeit genug haben. Es ist jetzt kaum zehn Uhr

und wir fahren um zwei, drei, vier Uhr ab, wenn Sie wollen; die Frau kann zu Hause heute schon warten. Ich werde Sie gleich mit dem Vicegouverneur bekannt machen, von dort fahren wir das Haus zu besehen. Ich war unlängst da, große Reparaturen werden nicht nöthig sein. Dann erlaube ich Ihnen, Ihren Brief zu schreiben, während ich einige Geschäfte besorge. Sobald Sie fertig sind, frühstücken Sie mit mir und darauf fahren wir hinaus.

Gegen drei Uhr waren sie auf dem Wege nach Sorokino. Lebell war in sehr guter Laune; er erkundigte sich bei Lukin nach Solsk, seinen Dienstgeschäften, nach Helenens Hochzeit und lachte herzlich, als ihm sein Begleiter erzählte, wie sie mit ihrem Bräutigam umgehe, der sich bereits ganz ihren geringsten Launen — und deren waren nicht wenige — hatte fügen müssen. Lukin, innerlich nicht so lustig, als er äußerlich schien, beunruhigte der Gedanke, wie die zweite Zusammenkunft mit Marie Wassiliewna wohl ausfallen werde. Er hatte sie gestern nicht in einem Zustande zurückgelassen, daß er hoffen konnte, sie werde ruhig genug sein. Für sich selbst fürchtete er nichts: er war ja leider in den letzten sieben Jahren mit Lüge und Verstellung vertraut genug geworden — aber sie, würde sie fest genug sein?

Vier prachtvolle Racepferde brachten die elegante Wiener Kalesche bald nach Sorokino. Bei der Einfahrt in's Thor kamen ihnen die beiden gestrigen Feinde, er erkannte sie am Gebell, zwei schöne Doggen entgegengelaufen, empfingen ihn aber jetzt in Begleitung ihres Herrn ganz friedlich.

Auf der Treppe trat ihnen Marie Wassiliewna entgegen.

Als sie die Kalesche von Weitem hatte kommen sehen, war sie in eine heftige Aufregung gerathen, ihr Herz klopfte laut und hörbar, als sie auf die Treppe eilte. Da jedoch die Equipage näher kam und sie die beiden Männer mit heiterem Gesichte und in lebhafter Unterhaltung begriffen sah, auch ihres Mannes lautes Lachen hörte, fiel es ihr wie ein Stein vom Herzen und sie erröthete vor Freude. Es wurde ihr plötzlich leicht zu Muthe. Gott, glaubte sie, habe ihr Gebet erhört . . . Er schickte Frieden in ihre Herzen! . . . Sie würden Freunde sein!

„Da hab' ich Dir unsern gestrigen Gast zurückgebracht,“ sagte Lebell zu seiner Frau . . . „N'aie donc pas peur, c'est un très bon garçon. Sei nur, bitte, nicht kindisch; sei freundlicher,“ flüsterte er ihr zu, indem er sie umarmte. — „Ich empfehle Dir bestens,“ fügte er dann laut hinzu — „unseres neuen Gouverneurs Beamten für besondere Aufträge, Gregor Alexejewitsch Alexejew.“

„Wir kennen einander schon,“ — antwortete sie kaum hörbar, dem Gast die Hand reichend. Die Hand zitterte.

„Gregor Alexejewitsch beklagt sich, daß Du ihn gestern so trocken aufgenommen hast,“ fuhr Lebell fort, „er wollte das schon nach Solsk schreiben, ich habe ihn aber gebeten, es nicht nicht zu thun.“

Lukin lächelte. Mascha wurde verlegen.

„Ich muß mich entschuldigen,“ antwortete sie erröthend. „Ich war so froh . . . über den Brief, den mir die Cousine geschrieben hat, daß ich darüber vergaß, Sie zu bitten, bei uns zum Thee zu bleiben. Verzeihen Sie mir gütigst!“

„Nun, nun, er ist nicht so böse. Er verspricht, Dir den Thee zu vergeben, wenn Du uns nur dafür durch ein

gutes Mittagsessen entschädigst ... Ich glaube, so war unsere Abmachung?"

„So hören Sie doch auf," fiel Lukin scherzend ein. „Sie empfehlen mich Ihrer Frau schön! Was muß Marie Wassiliewna für eine Meinung von mir bekommen?"

Mascha blickte verwundert ihren Freund an; seine Selbstbeherrschung, seine Sicherheit setzte sie in Erstaunen und gab auch ihr Kraft.

„Ist es denn wohl möglich, daß er's ist," dachte sie, „der so frei und ungezwungen lügt?" Und dabei fiel ihr ein, wie sie ja selbst auch nicht wahr und offen sei. Sie hatte bisher geglaubt, eine Unwahrheit sei eine so schwere Sache und jetzt stellte sich heraus, daß dem nicht so war. Sie hoffte innerlich, die Freundschaft, die sie zwischen den beiden Männern bemerkte, würde vielleicht bald so innig werden, daß kein Geheimniß mehr unter ihnen nöthig und daß eine Zeit kommen möchte, wo Lukin selbst Alles ihrem Mann mittheilen würde.

Paul Petrowitsch war es besonders angenehm, einen Zeugen seines früheren Petersburger Lebens wieder zu finden, dessen durchdringenden Verstand er immer bewundert hatte, wenn er auch nicht mit seinen Maximen und noch weniger mit seiner Lebensweise einverstanden war. Wenigstens war es ein Gefährte, gegen den er sich aussprechen, mit dem er, wie er es nannte, philosophiren konnte, obgleich dessen sarkastische, oft cynische und hämische Ausdrücke und Bemerkungen ihn nicht selten zurückstießen und beleidigten. So geriethen sie auch heute gleich in eine lange Diskussion, aus welcher Lebell keineswegs als Sieger hervorging. Der erste schwierige Tag verging besser, als Marie Wassiliewna erwartet

hatte, wenn schon er für Lukin nicht nach Wunsch ausfiel, da er nur zwei Mal auf kurze Zeit Gelegenheit fand, mit Mascha allein zu sein.

Das erste Mal ergriff sie seine Hand, blickte ihn mit bittendem Blicke in die Augen und bat ihn, ihrem Manne ein wahrer Freund zu sein. Die Arme, sie hatte den ganzen Tag daran gedacht! Ihr Mann war ja so gebildet, so edel und gut, mußte er nicht jedem gefallen? Er lächelte halb sarkastisch, halb traurig, und wollte eben antworten, als Paul Petrowitsch mit einer neuen Sorte vorzüglicher Cigarren zurückkehrte, die er seinem Gaste anbot. Lukin verwünschte innerlich ihn, seine Cigarren und ihre frühere Bekanntschaft.

„Wenn nicht diese verwünschten Ansprüche auf Achtung und alte Freundschaft wären," dachte er, „meine Lage wäre viel einfacher."

Als sie das zweite Mal allein geblieben waren, fing er selbst an: „Wird das immer so bleiben?" fragte er seufzend.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte sie, ihn furchtsam anblickend. Die Veränderung in seinem Gesichte, dessen Maske plötzlich fiel: Ungeduld, Pein, getäuschte Erwartung, Alles was ihr aus demselben mit einem Male hervorleuchtete, erschreckte und beängstigte sie, so daß sie sich kaum fassen konnte. — „Was meinen Sie damit?" wiederholte sie ängstlich.

„Werden wir uns immer nur in Gegenwart von Zeugen sehen, immer nur dann und wann ein paar Worte heimlich sagen können?"

Sie schwieg still, nicht wissend, was sie antworten sollte. —

„Nun, ich meine . . . vielleicht gefällt es Ihnen so besser, Sie wollen es vielleicht nicht anders?"

„Was kann ich thun?" fragte sie.

„Das weiß ich nicht. Wenn Sie nichts thun können, so ist mein Besuch hier ganz unnütz. Sie sind nicht an Verstellung gewöhnt, mich ekelt das ewige Lügen und Verheimlichen längst an."

„Warum wollen Sie sich Paul Petrowitsch nicht anvertrauen? er ist so gut, so edel!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich daran nur im geringsten zweifle, ich will aber von Niemand abhängen, in keines Menschen Händen sein, sei er auch noch so gut und edel. Ich bin kein Bettler, und brauche weder Hülfe noch Nachsicht.... Verzeihen Sie mir," fügte er hinzu, als er bemerkte, wie sehr seine Worte sie betrübten, „wenn ich hart rede, das Leben hat mir nicht seine weiche Seite gezeigt... Und darf ich denn mein Geheimniß aufdecken? ... Sie selbst ... haben Sie denn das Ihrige verrathen, als Sie *seine* Braut, *seine* Frau wurden?"

Sie senkte verwirrt die Augen: „Nein," flüsterte sie kaum hörbar.

„Nun, und ist's nicht einerlei, wie ich mich nenne, Lukin oder Alexejew, *ihm* kann's gleich sein. ... Warum es sich hier handelt, ist, daß wir früher einander kannten, einander liebten.... Ist's nicht so?"

Sie schwieg. Diese Frage versetzte sie in eine Lage, aus der sie weder rück- noch vorwärts konnte, sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte.

„Sie haben während der sechs Jahre nicht für nöthig gehalten, ihn mit alten Geschichten zu beunruhigen und, glauben Sie mir, Sie haben sehr recht daran gethan. Ein Vertrauen der Art wäre nur die Quelle ewigen Mißtrauens für die Zukunft gewesen. Wer sich einmal hintergangen weiß..."

Er hatte nicht Zeit zu endigen, als Lebell wieder in's Zimmer trat. Marie Wassiliewna's verlegene Miene machte ihn anfangs lächeln, dann schüttelte er den Kopf.

Als am Abend der Gast in die Stadt zurückgefahren war, fand unter ihnen eine kleine Erklärung statt.

„Du solltest Dich aber schämen, Mascha. Was bist Du immer so verlegen, wenn Du Dich mit einem fremden Menschen unterhalten mußt. Mir ist es immer unangenehm, Dich so zu sehen; die Provinzmanieren müßtest Du doch endlich einmal ablegen, Du bist ja kein junges Mädchen mehr."

„Paul Petrowitsch," antwortete sie, „mir scheint, daß es nicht der Mühe werth ist, über meine Eigenheiten so viel zu reden, das sind ja Kleinigkeiten."

„Nein, liebes Weib, Dir erscheinen sie Kleinigkeiten, sind es aber in der Gesellschaft nicht. Er ist zu klug, als daß er sie übel aufnehmen sollte, aber sie könnten ihn abhalten, uns oft zu besuchen und ich wünsche, daß er uns oft, ohne Umstände, als alter Freund besuche. Du mußt mir versprechen, Dich vernünftiger zu betragen. Kann ich mich auf Dich verlassen, daß Du's thun wirst? Erinnerst Du Dich noch der ersten Zeit unserer Bekanntschaft? Da habe ich auch aus Dir nichts anders heraus bringen können, als ja und nein, später hat sich das ja gegeben."

„Sind Dir denn jene ersten Tage mit mir so langweilig gewesen? ... Ich habe das nicht bemerkt."

„O nein! ich ..." Lebell stockte, er wußte nicht, wie er sich heraushelfen sollte. ... Sie fing an zu lachen, er ebenfalls.

„Wirst Du vernünftig sein?" fragte er.

„Schon gut, schon gut," antwortete sie flüsternd, indem sie sich wie ein Kind, das für Unarten gescholten wird, an ihn schmiegte.

Sechstes Capitel.

Die Erklärungen.

Einige Zeit lang war Lukin sehr beschäftigt in der Stadt. Er machte Bekanntschaften, miethete sich eine Wohnung, besorgte die Reparaturen im Hause des Gouverneurs und schrieb nach Solsk, daß dieselben ziemlich bedeutend seien und daß wohl noch ein Monat vergehen werde, ehe es der Familie möglich sein würde, nach S** überzusiedeln. Von Lebell und seiner Frau schrieb er kurzweg: „Paul Petrowitsch ist gerade nicht alt geworden, hat sich aber doch sonst bedeutend verändert, trägt einen Bart, beschäftigt sich mit Politik und Landwirthschaft, lebt jedoch ganz gut: hat einen ausgezeichneten Koch und gute Weine. Marie Wassiliewna ist ein rothhaariges mageres Dämchen ... interessant kann man sie just nicht nennen. Uebrigens eine vortreffliche Frau und gute Wirthin, dabei jedoch so scheu, daß es unmöglich ist, ein vernünftiges Wort mit ihr zu reden.“

Kaum hatte er seinen Brief auf die Post gebracht, als er einen in französischer Sprache von Sophie Ossipowna erhielt. In demselben war kein Wort von Geschäften, nichts als der Befehl, schneller die Wohnung in Ordnung bringen

zu lassen und voll sonderbarer Bemerkungen auf die Art der folgenden:

„Gestern hat eine Person, welche Dich liebt, (das liebt war ausgestrichen und dafür haßt hingeschrieben) geträumt, sie gebe Dir eine Ohrfeige. Hast Du sie vielleicht schon verdient? Gesteh mir's aufrichtig; Aufrichtigkeit erlangt Verzeihung, was aber keine Verzeihung erlangt, ist Lüge und Verheimlichung.“

Mit verächtlichem Lächeln zerriß er den Brief. In diesem Augenblick verabscheute er sich selbst, es empörte ihn, auch hier wieder sich verstellen zu müssen. Um sich zu zerstreuen, fuhr er nach Sorokino. Seine Absicht war, dort einige Tage zuzubringen, doch wurde es ihm nicht möglich, so bald zurückzukehren. Das Wetter war zu herrlich und nach langer Zeit war es ihm zum ersten Mal wieder vergönnt, die Sommerzeit auf dem Lande zuzubringen. Alles erinnerte ihn hier an Schgutow und seine erste Jugendzeit. Lebells Jagdgeräth war vollständig und in bester Ordnung, obgleich er selbst selten auf die Jagd ging. Marie Wassiliewna, sich Lukins früherer Leidenschaft für dieselbe erinnernd, hatte ihm einen alten Jäger geschickt und schon am andern Tage birschte er mit demselben im Walde umher. Hier ging ihm das Herz weit auf, seine Jugend schien ihm zurückgekommen, er lebte wieder auf!

Die ersten Tage waren die Freunde meistens, wenn Lukin nicht auf der Jagd war, zusammen. Lebell, selbst wenn er in Wirthschaftsangelegenheiten ausfuhr, oder auf's Feld ritt, nahm seinen Gast beständig mit, weil er fürchtete, dieser möge sich bei Mascha langweilen.

Eines Tages, nach Tisch, schlug er eine Fahrt in der

Kalesche nach seiner Farm vor, wo er in Geschäften erwartet wurde. Mascha hatte den Weg mit ihnen zu Fuß unternehmen wollen, da sie dort ein paar Lieblingskühe zu sehen wünschte, aber Paul Petrowitsch nicht zugegeben, daß sie gehe, weil er und mit Recht, befürchtete, der Weg würde ihr zu weit sein. Traurig blickte Lukin auf die feine zarte Gestalt. War das dieselbe Mascha, welche sonst, ohne die geringste Ermüdung zu spüren, stundenlang durch Wald und Flur lief, wie ein junges Reh . . .?

Auf der Farm tranken sie Kaffee, und besuchten dann die ganze Wirthschaft. Marie Wassiliewna, die ihren vollwangigen, kleinen Burschen mitgenommen hatte, dessen Taschen voll Futter waren, streichelte und liebkoste ihre Lieblingskühe, und fütterte das Federvieh aus dem Vorrath des Kleinen, während Lebell und sein Gast den ganzen Weg über, wie gewöhnlich disputirten.

Mascha nichts vom Streit verstehend, war ärgerlich, daß Paul Petrowitsch sich so ausschließlich Lukin's bemächtigt hatte. Es lag ihr auf dem Herzen ihm zu sagen, wie er ihr Unrecht thue, wie sie ihn nicht als fremd ansehe, er ihr eben so theuer wie sonst... und dazu war diesmal keine Möglichkeit.

Den Tag darauf erschien Abends ein, von Paul Petrowitsch bestellter Pächter und nun wußte sie, daß derselbe ein paar Stunden im Kabinet ihres Mannes mit ihm zubringen würde; es war nach dem Thee, die Kinder schliefen schon. Sie blickte verstohlen auf Lukin und sagte, als Alle aufgestanden, verschämt und erröthend, sie werde noch etwas in den Garten gehen. Lukin heftete aufmerksam sein Auge auf sie, sagte aber kein Wort und begab sich in sein Zimmer.

Dieses lag zu ebener Erde und eine Balkonthür desselben führte in den Garten; er öffnete sie leise und ging in die Allee.

Da hörte er Schritte im Sand hinter sich, er wendete sich um: Mascha, wie einst im weißen leichten Kleide, stand vor ihm. Er ergriff ihre Hand, schweigend blickten Beide lange einander an, endlich fragte er:

„Auf alte Weise?"

„Auf alte Weise," antwortete sie traurig lächelnd.

Lukin setzte sich auf die Stufen des Laubeneingangs und zog sie neben sich nieder.

„Sieben Jahre sind verflossen, seit wir uns einander nicht gesehen, darf ich wissen, wie Sie sie verlebt haben? Sind Sie glücklich? Lieben Sie Ihren Mann?"

„Ich muß glücklich sein," antwortete sie stockend und kaum hörbar; — „denn ich kenne ihn und wer ihn kennt, der muß ihn lieben und achten."

Lukin blickte ihr in's Gesicht. —

„Nicht so, das frage ich nicht. Sind Sie so glücklich mit Ihrem Mann, wie Sie zu sein wünschten? Lieben Sie ihn über Alles in der Welt? Antworten Sie einfach, ja oder nein?

Sie schwieg und schlug die Augen nieder.

„Nun das ist schon nicht nach alter Weise; — sonst waren Sie aufrichtiger gegen mich, vertrauten mir Alles!"

„Gregor Alexejewitsch!" antwortete sie. „Seien Sie nicht grausam, quälen Sie mich nicht. Wenn Sie wüßten, wie schwer mir ums Herz ist, Sie würden nicht so fragen."

„Wohl möglich . . . doch sagen Sie mir wenigstens, wie ging's Ihnen diese sieben Jahre über? Wann starb Elisabeth Iwanowna, wie und wann begegneten Sie ihm?"

„Mama starb vor etwa zwei Jahren," antwortete sie, „auch sie hat viel geweint und war innerlich betrübt, als wir jenes Ereigniß erfuhren."

„Und Sie, Marie Wassiliewna?"

„Ich?" . . . fragte sie ihn mit leisem Vorwurf anblickend, „ich war sehr unglücklich, nur kann ich es Ihnen nicht erzählen, ich habe für solche Sachen keine Worte."

„Und i h n trafen Sie bald darauf?"

„Ein Jahr später," antwortete sie, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Wenn Sie glauben, Marie Wassiliewna, daß ich Ihnen daraus einen Vorwurf mache, so irren Sie sehr. Nach unserer Trennung hatten Sie vollkommen Recht so zu handeln . . . Sie haben sehr klug gethan, Sie konnten nicht anders thun und haben keine Ursache, vor mir zu erröthen . . . Erzählen Sie weiter."

Sie erzählte ihm darauf, wie sie Paul Petrowitschs Bekanntschaft gemacht, wie er angefangen sie zu besuchen, ihr anfängliches Sträuben gegen jede Verbindung, das Zureden und die Krankheit der Mutter, genug, Alles was dem Leser bereits bekannt ist.

Nachdem sie ihre Beichte geendigt hatte, forderte sie auch ihn auf, ihr ausführlich sein Schicksal mitzutheilen.

„Erzählen Sie mir Alles!" bat sie; kaum aber war er zu seinem Zusammentreffen mit Sophie Ossipowna gekommen, als sie Schritte in der Allee hörten. Es war Lebell, der seine Geschäfte mit dem Pächter beendigt hatte, und sie suchte.

„Mascha! Gregor Alexejewitsch!" rief er lachend. „Wo stecken Sie? . . . Das Abendessen steht auf dem Tisch . . . Gregor Alexejewitsch, wo sind Sie?"

„Hier!“ antwortete Lukin aufstehend.

Mascha war außer sich. Die Erzählung nahm ihre Aufmerksamkeit auf's Höchste in Anspruch und gerade an der interessantesten Stelle wurde sie unterbrochen. Gott weiß wann sich wieder eine Gelegenheit finden wird, dieselbe weiter zu hören.

„Wann weiter?“ flüsterte sie, ebenfalls aufstehend.

„Wann Sie wollen,“ antwortete er; er wollte noch etwas hinzufügen, da erschien Lebell, dem sie entgegengegangen waren.

Er war erstaunt, aber zufrieden, sie zusammen zu sehen.

„Sind Sie schon lange hier?“ fragte er, Lukin unter den Arm nehmend. Als er vernahm, daß sie schon einige Zeit spaziert hatten, wollte er seinen Ohren kaum trauen. „Das ist ja merkwürdig,“ dachte er, „woher hat Mascha wohl den Muth genommen? Wissen möchte ich aber doch gern, worüber sie sich unterhalten haben.“

„Mascha,“ sagte er, „sei doch so gut, nach dem Abendessen zu sehen, wir werden gleich nachkommen.“

„Gregor Alexejewitsch,“ fragte er, als sie allein waren, „sagen Sie mir aufrichtig, hat Sie meine Frau nicht gelangweilt?“

Lukin blickte ihn verwundert an.

„Woher vermuthen Sie das?“ fragte er.

Lebell lachte. „Nicht wahr, eine dumme Frage, eine von denen, auf welche man doch keine wahre Antwort erhält.“

„Wenn sie unangenehm ist — gewiß nicht. Kann es aber nicht auch anders sein?“

„Möglich, doch die Antwort wird jedenfalls dieselbe bleiben.“

„In dem Falle muß man Glauben haben ... Ich möchte jetzt aber Sie wohl fragen, woher Sie fürchten, daß Marie Wassiliewna mich gelangweilt habe?“

„Sehen Sie, weil sie so scheu und zurückhaltend ist. Freilich vergeht das, wenn sie mit Jemand näher bekannt wird, doch ist sie zuerst immer sehr verlegen, kalt sogar.“

„Man kann doch aber von dem Weibe nicht verlangen, daß es den ersten Schritt zu einer näheren Bekanntschaft thue — das wäre unweiblich.“

„Glauben Sie das wirklich?“

„Ohne Zweifel! . . . Ich bin kein Freund von dreisten Frauenzimmern.“

„Wer's glaubt,“ sagte Lebell ihm neckend in's Gesicht blickend. Sie waren unterdessen in's Zimmer getreten und setzten sich an den Tisch.

„Ich spreche vollkommen im Ernst,“ bekräftigte Lukin, Marie Wassiliewna ansehend. In anderer Hinsicht mögen sie unterhaltend sein, aber weibliches besitzen sie nicht.“

„Nun ich muß gestehen,“ rief Lebell aus, für solch einen Heuchler hätte ich Sie doch nicht gehalten. Hörst Du, Mascha, was der da erzählt?... Thue mir aber den Gefallen und glaube ihm nicht. Das sagt er nur für uns; ich kann beweisen, das daran kein wahres Wort ist! . . . Ich kenne seinen Geschmack recht gut, und habe auch Frauenzimmer gesehen, die ihm gefallen haben. Eine besonders kannte ich sehr genau . . . Sie rathen nicht, von wem ich spreche?“

„Nein,“ antwortete Lukin, gezwungen lächelnd.

„Nun, nennen werde ich sie nicht, aber sie ist ganz, wie Dichter Puschkin sagt:

Roth, wie die Rose,
Weiß, wie frischgefallener Schnee,
Lustig, wie ein Kätzchen am Ofen....

.... lebendig, aufgeweckt, schlau, wie der Teufel selbst, einschmeichlerisch, dabei besitzt sie die Kunst eine ganze Gesellschaft aufzuheitern!... Kein furchtsames Nönnchen, aus welcher man jedes Wort herausnöthigen muß, nein, eine glänzende Weltdame, mit einer Zunge, sanft wie Sammet und scharf wie ein Rasirmesser!...

„Wer ist denn das?" fragte Marie Wassiliewna.

Lebell lachte und sah seinen Gast an.

„Frag' Gregor Alexejewitsch," antwortete er.

Marie Wassiliewna blickte diesen fragend an, sein Gesicht kam ihr ganz sonderbar vor, es lag etwas in demselben, das sie nicht an ihm kannte und sich nicht erklären konnte. Sie begriff jedoch seine Lage besser, als Lebell und bemerkte, wie peinlich ihm diese Neckerei war, darum lenkte sie rasch das Gespräch auf einen andern Gegenstand; als aber nach dem Abendessen Gregor Alexejewitsch in sein Zimmer gegangen war, wiederholte sie ihrem Mann die Frage.

„Wie!" räthst Du das nicht?" antwortete er lächelnd.

„Nun, ich meinte eben unsere Cousine Sophie Ossipowna."

Mascha blickte ihn mit großen Augen fragend an.

„Was später daraus geworden ist, weiß ich freilich nicht," fuhr ihr Mann fort, aber in Petersburg machte er ihr sehr den Hof, und auch er war ihr durchaus nicht gleichgültig. Hatte sie mich doch selbst gebeten, ihn ihr aufzusuchen, ihm dann die Stelle bei ihrem Manne ausgewirkt und ihn mit nach Solsk genommen. Unter uns, die Sache, glaube ich, war nicht ganz rein . . . Wie weit aber das

Verhältniß zu ihm gekommen ist, wage ich nicht zu entscheiden, doch ... ich habe ihn stark im Verdacht... ich möchte fast sagen, weiß fast gewiß ..."

Marie Wassiliewna antwortete kein Wort. Ihre Wangen brannten, ihr Herz klopfte heftig. Ein ganz neues, ihr bisher unbekanntes Gefühl bewegte ihre Brust. Was es war, darüber konnte sie sich keine Rechenschaft ablegen, doch war es unendlich quälend. Ihr schien, als ob ihr ein theurer Schatz, den sie bisher ganz allein besessen hatte, geraubt wäre. Doch irrte sich Paul Petrowitsch auch vielleicht — Sie mußte es wissen, mußte seine Erzählung zu Ende hören.

Eine Gelegenheit bot sich gleich am anderen Tage dar, Lebell fuhr wieder auf die Farm, Lukin blieb zu Hause. Sie fand ihn im Garten und forderte ihn auf, seine gestrige Erzählung zu beendigen. Er that es, doch in kurzen Worten, wobei er besonders flüchtig über die letzte Zeit, von der Abreise nach Solk bis zur beabsichtigten Uebersiedelung der Familie Maewsky hinwegeilte.

„Und das ist Alles?" fragte Marie Wassiliewna, „wer ist denn die schlaue, feine Weltdame, welche Ihnen so gefallen hat? Von ihr haben Sie ja kein Wort gesagt!"

„Viele Damen der Art habe ich gekannt, ich weiß nicht, welche gerade Paul Petrowitsch gestern meinte, dergleichen Frauen sind keine Seltenheit."

„Wenn Sie denn nicht wissen, von wem die Rede war, so will ich es Ihnen sagen," unterbrach sie ihn; „Paul sprach von Sophie Ossipowna!"

Lukin zuckte lächelnd die Achsel:

„So, von der sprach er?"

„Sie waren in sie verliebt! Gregor Alexejewitsch, jetzt sehe ich erst recht, daß Sie nicht mehr der Alte sind, daß ich Ihr Vertrauen verloren habe!"

„Marie Wassiliewna, ich habe Sie nicht hintergehen wollen, aber . . . darf ich Ihnen die Wahrheit, die ganze Wahrheit sagen? Es ist besser, über manche Dinge zu schweigen."

„Nein, besser die Wahrheit, die ganze Wahrheit!"

„Nut gut, Marie Wassiliewna, so wissen Sie denn, daß ich nie Jemand anders aufrichtig geliebt habe, als Sie! . . Wahr ist's, es gab eine Zeit, wo ich Sie zu vergessen suchte; Sie waren ja für mich unwiederbringlich verloren! . . doch war mein Bemühen vergebens! Kein Tag meines Lebens ist vergangen, wo ich nicht Ihrer gedacht hätte. Und nun, theure Mascha, lieben Sie mich noch etwas, wie vordem?"

Sie saß, die Hände herabhängend, entwaffnet, verloren . . .

„Fragen Sie mich nicht!" lispelte sie.

In der That, jede Frage war auch überflüssig. Alles war so klar.

„Mascha!" flüsterte er, ihr näher rückend.

Sie ließ den Kopf sinken, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Mascha! . . . Engel! . . ." Er umarmte sie.

„O!" fuhr sie zusammen, den brennenden Kuß auf ihrem Gesichte fühlend.

„Herr des Himmels, schonen Sie mich, . . . Lassen Sie mich! . . . Bedenken Sie, daß ich Mutter, Gattin bin! Ich Unglückliche, Wahnsinnige! Was habe ich gethan?" —

Sie riß sich, Thränen in den Augen, los und stürzte fort.

Mehrere Tage vermied sie jede Gelegenheit, mit ihm allein zu bleiben. Mit Schrecken war ihr klar geworden, daß ihr Gefahr von einer Seite her drohte, von wo sie eine solche nicht erwartet hatte. Bis zu diesem Augenblick war sie rein geblieben und wenn sie auch die Möglichkeit eines Falles begriff, so hatte sie sich stark genug geglaubt, demselben zu widerstehen. Jener heiße, brennende Kuß aber hatte die Anhänglichkeit aus ihrer Jugend in Leidenschaft umgewandelt. Sie suchte zu vergessen, ... unmöglich! —

Lebell, der wieder zur Stadt fahren mußte, schlug seinem Gast vor, ihn zu begleiten und am Abend mit ihm zurückzukehren. Lukin kam dieser Vorschlag sehr gelegen, da er doch nachsehen mußte, wie weit die Reparaturen des Hauses vorgerückt seien.

Vor der Abfahrt begegnete er Marie Wassiliewna allein im Gastzimmer. Sie wollte rasch vorübereilen, aber er vertrat ihr den Weg.

„Sie zürnen mir, theure Freundin, fliehen mich?" fragte er leise.

„Lassen Sie mich," antwortete sie ebenso, „ich muß zu den Kindern."

„Nur ein Wort . . . Wenn es Ihnen unangenehm ist, daß ich so lange in Ihrem Hause wohne, wo Sie mir jetzt überall ausweichen, so sagen Sie ein Wort und ich werde Gelegenheit finden, Paul Petrowitschs Aufforderungen auszuschlagen und nicht zurückkehren . . :"

Sie schwieg und schlug beschämt die Augen nieder.

„Marie Wassiliewna, habe ich Sie wirklich so sehr beleidigt, daß Sie mir nicht verzeihen können?"

„Ich zürne nicht," antwortete sie heftig bewegt, „obgleich ich es vielleicht sollte. Sie haben mich sehr gekränkt."

„Verzeihen Sie mir großmüthig, wie Sie vormals zu vergeben verstanden. Hätte ich ahnen können, daß Sie in mir einen Störer des häuslichen Glücks sehen, daß Sie so ganz das Alte vergessen haben und daß ich Ihnen, wie es mir jetzt klar wird, nichts weiter, als ein zufälliger guter Bekannter Ihres Mannes bin, ich hätte Ihnen sorgfältig jede Unannehmlichkeit erspart, wie mir den bittersten Irrthum, den ich je erfahren habe. Leben Sie wohl. Halten Sie mich nicht für schlimmer, als ich bin."

Er grüßte sie ehrerbietig und eilte zur Thür. Mascha blickte ihn einen Augenblick stumm an — er war bereits im andern Zimmer, da stürzte sie ihm nach.

„Gregor Alexejewitsch! rief sie.

Er blickte sich erstaunt um.

„Gregor Alexejewitsch! Wohin?"

„Ich? . . . In die Stadt."

„Doch . . . Sie kehren zurück?"

Lukin schwieg.

„Gregor Alexejewitsch! Sie haben mir wehe gethan . . . mich mißverstanden . . . kränken wollte ich Sie nicht. Verzeihen Sie mir."

Er war so gerührt, daß er nicht antworten konnte. Er drückte die ihm dargebotene Hand und bückte sich, diese zu küssen; rasch entzog sie sie ihm.

„Nein! nicht so, mein Freund," flüsterte sie und eilte in's Nebenzimmer.

In der Stadt angekommen, fanden unsere Freunde eine Menge Briefe, unter diesen drei von Sophie Ossipowna an

Lukin, Lebell und Marie Wassiliewna. Der erste enthielt große Vorwürfe über dessen Faulheit oder Hinterlist. „Das Haus ist gewiß nicht in so schlimmem Zustande und Alles nur ein Vorwand, mich hier zu halten. Gott weiß, in welch feine Gesellschaften Du dort gerathen bist. Da wäre es gar nicht nöthig gewesen, Solsk zu verlassen. Ich hätte das ja wissen sollen! Aber wenn Milde nicht ausreicht, so werde ich Strenge gebrauchen, den unverbesserlichen Menschen endlich zur Vernunft zu bringen . . . für's erste sollst Du eine große Neuigkeit nicht erfahren, die ich Dir mitgetheilt hätte, wenn Du Dich besser aufgeführt hättest . . . u. s. w.“

Die Neuigkeit war aber folgende: daß Sophie die Ungeduld verzehre und sie die Zeit nicht erwarten könne, Solsk zu verlassen, sich demzufolge entschlossen habe, sich gleich nach Abgang des Briefes auf den Weg zu machen und bis ihr Haus in der Stadt in Ordnung sei, in Sorokino bei der Cousine zu bleiben; vor der Ankunft des Generals keine Besuche machen, noch annehmen, sondern die Zeit im Kreise ihrer Freunde verbringen werde. Diese Nachricht schrieb sie Lebell und seiner Frau, beide bittend, Lukin, über den sie böse sei, nichts davon zu sagen. Trotz dieser Anempfehlung war es jedoch gleich das erste, was Lebell ihm lachend mittheilte. Die zugedachte Ueberraschung machte diesen nicht wenig stutzen. Er war durchaus nicht in der Gemüthsstimmung, eine doppelte Rolle zu spielen und seine nunmehrige Aufgabe, sich vor Sophie, die unendlich schlauer war und schärfer sah als Lebell, zu verstellen, eine doppelt schwierige.

Die geringste Unvorsichtigkeit, das fühlte er, würde nicht allein ihn verderben, die unseligen Folgen, die daraus ent-

stehen konnten, waren ja nicht zu berechnen. — Da er jedoch gleich jetzt, nach Empfang des Briefes seinen Plan nicht ohne Verdacht zu erregen ändern konnte, so beschloß er Sophie auf dem Gute zu erwarten, dort noch ein paar Tage nach deren Ankunft zu bleiben und dann erst in die Stadt zu fahren.

Am bestimmten Tage begab sich die ganze kleine Gesellschaft nach der Stadt und von dort auf die erste Poststation, wo man Kaffee trank. Etwa gegen zwei meldete der Posthalter, den man gebeten hatte, aufzupassen, ~~daß in~~ der Ferne auf der Landstraße eine große Equipage mit 16 Pferden bespannt, sichtbar werde.

Alle verließen das Zimmer. Ein bestaubter Reisewagen hielt vor der Station an; ein bärtiger Militärdiener sprang rasch vom Bock. Aus der Equipage blickte ein verschlafenes Gesichtchen in zerknittertem Morgenhäubchen hervor. Die Dame, die so sichtbar wurde, gähnte laut und rieb sich die Augen, ganz wie wir es schon einmal geschildert haben. — Aus dem Schlafe erwacht, bemerkte sie die Gesellschaft die ihrer auf der Treppe harrte, nicht gleich. Unterdessen sprang einer der Herren rasch an den Kutschenschlag und öffnete ihn. Es war Lebell.

„Guten Morgen, Cousinchen,“ sagte er.

Sophie blickte sich um . . . „Ach mein Gott! . . . Paul! mein Freund!“ rief sie und warf sich ohne Umstände in seine Arme. Er trug sie wie ein Kind aus dem Wagen.

„Paul! Sind Sie es wirklich? Wie sind Sie aber hierher gekommen?“

„Bin ich denn schon angekommen?“

„Noch nicht ganz. Sie sind auf der letzten Station.

Mascha und ich sind Ihnen entgegen gefahren. Da ist sie; haben Sie sie lieb."

Sophie blickte sich um. Eine kleine, schlanke Dame, in weißem Bournous, einem Strohhute mit weißen Bändern, stand verschämt lächelnd ihr gegenüber.

„Marie, c'est vous? Ach wie ist das prächtig."

Sie reichte ihr die Hand und umarmte sie zärtlich. — „Endlich sehen wir uns. Nun aber, lassen Sie sich doch einmal betrachten, mein Engelchen, mein liebes Herzchen!" — Und Sophie drehte sich wie ein Püppchen hin und her, aus vollem Halse lachend, springend und in die Hände klatschend.

Lukin stand unterdessen seitwärts und trat erst näher, als die ersten Begrüßungen zu Ende waren.

„Wie, und Sie sind auch hier?" sagte Sophie, sich stellend, als ob sie ihn jetzt erst bemerkte. Ihn halb strenge, halb fragend anblickend, drohte sie ihm von Weitem mit dem Finger und dann erst gab sie ihm die Hand, zog sie aber rasch zurück, indem sie sich an ihre neue Freundin wandte. „Wissen Sie, was ich will? mich hungert entsetzlich."

Marie Wassiliewna wollte es ihrem Manne mittheilen, aber Sophie hielt sie zurück: „Nein, nein, nicht hier auf der Station. N'est-ce pas, wir werden bei Ihnen speisen, wenn wir ankommen?"

„Gewiß," antwortete Mascha lächelnd und setzte sich mit Sophie in deren Wagen, während die Herren in der Kalesche hinter ihnen her nach Sorokino zu fuhren.

Siebentes Capitel.

Die Cousinen.

Die erste Zeit nach Sophiens Ankunft waren die Cousinen fast unzertrennlich. Sie schliefen, wirthschafteten, spielten mit den Kindern und spazierten zusammen. Sophie war ausgelassen lustig und herzlich froh, alle Ceremonien des officiellen Lebens abwerfen zu können; gierig genoß sie die Ungezwungenheit des freien Landlebens. Ihre Scherze und Ausgelassenheiten hatten kein Ende, sie belebte alles im Hause. Die Kinder sogar, denen sie Spielsachen und Konfekt in Menge mitgebracht hatte, waren nicht von ihr wegzubringen. Mascha gefiel sie ungemein; Lebell hätschelte sie wie ein Kind. Ihre geringsten Wünsche an den Augen abzusehen suchend, ordnete er Spaziergänge wie Landpartien zu Wagen und zu Pferde an. Marie Wassiliewna verstand nicht zu reiten und um Sophiens Vergnügen nicht zu stören, wurde verabredet, daß stets einer der Herren sie nach Tisch zu Pferde begleiten sollte, während der andere so lange bei Marie Wassiliewna zu Hause blieb. Sie loosten und Lukin war der erste, der mit ihr ausreiten mußte. Er nahm sich zu Pferde eben nicht sehr graziös aus, dafür saß er fest im Sattel und ritt kühn.

Als Lebell ihn das erste Mal auf seinem Hengste sah, mußte er unwillkürlich lächeln.

„Was lachen Sie?“ fragte Sophie Ossipowna.

„Es ist nichts,“ antwortete er, „ich fürchte nur, daß Sie sich auf Ihrem Spazierritt vielleicht verirren. Ihr Begleiter kennt hier herum die Wege schlecht.“

„Tout chemin mène à Rome! . . . Das wäre kein großes Unglück. Da kann Marie sich unterdessen von meiner Gesellschaft ausruhen. Elle a l'air fatiguée.“

Lebell hob sie in den Sattel. Er bewunderte die graziöse Gestalt zu Pferde. Sie war schon über dreißig und doch noch immer eine angenehme Erscheinung, weil sie in ihrem ganzen Wesen etwas besonderes, rein aristokratisches hatte, das eben nur ihr eigen war. Ihre dunkeln lebenslustigen Augen verliehen ihr noch immer einen eigenthümlichen Reiz. Sie war eine kühne Reiterin und ließ ihr Pferd courbettiren und dann über den Gartenzaun setzen, daß es Marie Wassiliewna Angst und bange wurde.

Nachdem sie und ihr Begleiter etwa eine halbe Werst galoppirt hatten, kamen sie in einen Wald. Sie ließ ihr Pferd im Schritt gehen.

„Der Pan Gregor ist mir, wie es scheint, böse?“ fragte sie.

„Ja, das ist er,“ antwortete Lukin.

„Und weswegen?“

„Wegen des gestrig n Verhörs. Diese Inquisition wird unerträglich, und nun gar in Gegenwart der Lebell's, gerade wie in Solsk . . . Was ich gethan? wo ich gewesen? — Das ist lächerlich! . . . Sehr nothwendig, daß man hier erfährt, wie . . . Paul Petrowitsch lachte ganz spöttisch, als wir wegritten . . .“

„So? der lachte über die Art wie Du zu Pferde sitzest, über weiter nichts.“

„Ach, hol der Teufel den Cavalleriepedanten!“ brummte Lukin, der sich nicht wenig auf sein Reiten einbildete.

„Allons, ne te fâche, mon beau cavalier,“ antwortete sie, ritt ganz nahe an ihn hinan, beugte sich zu ihm hinüber und küßte ihn. Voilà pour te rendre gai!“

Bei der Bewegung war ihr der Hut in den Nacken gefallen und hatte ihre lange Flechte gelöst. Man mußte anhalten, absteigen und das Haar wieder in Ordnung bringen. Zwei Stunden später kehrten sie nach Hause zurück. Sie ritten in scharfem Trab. Er fing an, ihr schönes Haar bewundernd zu loben.

„Die Cousine hat noch eine zweimal so dichte und lange Flechte als ich. Wenn Du sie des Morgens sähest, ce petit minois de Marie, tout noyé dans le feu d'une immense chevelure, wie eine Wassernixe. Ach! à propos, sag mir doch einmal, wie ist Dir denn in den Kopf gekommen, mir zu schreiben, daß sie uninteressant sei?“

Dabei blickte sie ihm fest in die Augen, Lukin erröthete leicht.

„Nun über den Geschmack läßt sich freilich nicht streiten.“ antwortete er leichthin.

„So, meinst Du? . . . Paß auf, Pan Gregor, lügst Du nicht vielleicht?“

„Natürlich lüge ich,“ antwortete er spöttisch, um seine Verlegenheit zu verbergen. Ich spreche nie die Wahrheit. Mir ist ja kein Weib gleichgültig; ich habe ja gar keinen Geschmack und, wenn's nur ein Weiberrock ist, so ist mir's schon recht!“

„Nun, so sehr unwahr ist das eben nicht; übrigens sage

ich Dir eins; — Lappalien verzeih ich Dir, ich will Dir gern zeigen, daß ich keine Bacchantin bin und nicht so eifersüchtig wie Du meinst, hüte Dich aber vor etwas Ernsterem und rechne nicht zu sehr auf meine Nachsicht; ich habe schon zu viel ausgestanden in den sechs Jahren, meine Geduld geht zu Ende. Nimm Dich in Acht!"

Schweigend ritt Lukin an ihrer Seite, sein Gesicht war finster, das Vorgefühl einer herannahenden Gefahr überkam ihn plötzlich. Vor einigen Tagen bereits hatte er die feste Absicht gehabt, Jorokino zu verlassen und in der Stadt zu bleiben, seinen Entschluß aber nicht ausgeführt. Zu Sophiens und Lebells Bitten hatte er mit dem Kopfe geschüttelt; zwei Worte von Marie Wassiliewna, — und am selbigen Abend war er zurückgekehrt. Die Vorsicht rieth ihm jetzt mehr als je, das Gut zu meiden, besonders, so lange Sophie Ossipowna noch dort weilte, doch wissen wir ja, wie er von jeher liebte, der Gefahr verwegen die Stirn zu bieten.

„Ist das Mittagsessen fertig?" fragte Lebell, zu seiner Frau ins Zimmer tretend.

„Ja, man könnte aufgeben, aber unsere Gäste sind noch nicht da."

Er lächelte heimlich. „Warum lachst Du?" fragte sie unbefangen. Als Antwort zeigte er auf die Uhr.

„Nun ja, es ist vier . . . was thut's?" sagte sie, ihren Mann ansehend. „Wahrscheinlich ruhen sie irgendwo unterwegs aus; vielleicht auf der Farm?"

„Hm, ja, vielleicht auch im Walde im Grünen; ich werde sie aber necken, wenn sie kommen."

Mascha antwortete kein Wort, sie erröthete nur und wurde plötzlich wieder ganz bleich.

Eine Viertelstunde später kehrten die Reiter zwar auf schaumbedeckten Rossen, doch im Schritt zurück. Auf Sophiens Hut wehte ein Eichenzweig, am Busen hatte sie einen Strauß Maiblümchen, ihre Wangen glühten vor Aufregung, in ihren Augen war Ermüdung sichtbar.

Abends saßen Lukin, Mascha und Sophie nach dem Thee in der Gartenlaube. Mascha war den ganzen Tag über zerstreut und niedergeschlagen gewesen.

Marie ist heute nicht guter Laune, sie hat etwas auf dem Herzen, sagte Sophie Ossipowna. N'est-ce pas Marie, vous avez quelque chose?"

Mascha schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln.

„Ich habe sie noch nie so gesehen, wie heute, aber das steht ihr gut; wenn sie schmollt, so möchte man sie küssen. N'est-ce pas, monsieur?"

Lukin lächelte gezwungen; Marie wurde sehr verlegen.

„Ich liebe Sie zu necken . . . Sie sind doch deswegen nicht böse auf mich, Marie?"

„Etwas doch!"

„Nun wenn nur etwas, so geht das schon . . . Ich habe Lust, mein Engel, Sie zu necken . . . Alle Welt sagt, daß ich sans façon bin, was thut das aber? Vor diesem Herrn da brauchen wir uns ja keinen Zwang anzulegen, il est de la maison. — Aber wie mild der Abend ist, so warm, daß man alle Kleider abwerfen möchte."

„Sophie," flüsterte Marie, der es ganz unheimlich wurde, tief erröthend, „um Gottes willen Sophie, was sprechen Sie?" . . .

Sophie lachte laut: „Seien Sie ruhig, pas devant ce monsieur, certainement! . . . Ha, ha, ha! N'ayez pas peur.

Bleiben Sie doch hier . . . ich werde ihm ja nicht sagen, was Sie heute abgelegt haben.“

„Nein, lassen Sie mich, Sophie, ich muß zu den Kindern.“

Sie riß sich von ihr los und eilte fort.

„Ein ganzes Kind ist sie noch,“ sagte Sophie, „man sollte wirklich nicht glauben, daß sie selbst schon zwei Kinder hat.“

„Wozu neckst Du sie aber auch so?“ sagte Lukin vorwurfsvoll.

„Ach was macht das weiter? Du glaubst vielleicht, daß sie sehr böse sei? Sie ist heute Abend ohne Korset und fürchtet nur, daß ich es ausplaudern werde, das ist das Ganze.“

Marie fühlte sich übrigens wirklich verletzt über das schon gar zu freie Benehmen ihrer Cousine in Lukins Beisein. Aerger, Scham und ein dunkler Verdacht kämpften in ihr. Der lange Spazierritt, das unbegreifliche sans gêne in seiner Gegenwart erweckte ihre Eifersucht. „War es denn möglich, daß er nur sie allein liebte, wenn er auf einem solchen Fuße zu Sophie stand? Wozu denn hinterging er sie? Sollte ihr Mann wirklich recht haben, und ein Verhältniß zur Cousine doch bestehen?“

Alle die Muthmaßungen gingen ihr im Kopfe herum, und es zog sie wieder, statt ins Haus, zu der Laube zurück, wo die Beiden allein sitzen geblieben waren. Mascha ging langsam und leise, dann und wann stillstehend, und horchend. Da sah sie ganz in ihrer Nähe etwas weißes schimmern — „das sind sie.“ — Leises Flüstern, dann plötzlich der Schall eines lauten Kusses! — Maschas Herzblut stockte, es flimmerte vor ihren Augen! Sie wollte fliehen, aber ihre Füße

trugen sie nicht; Aerger, Kummer, Eifersucht, alles loderte heftig auf in ihrer Brust. Wie sie endlich in ihr Zimmer gekommen war, wußte sie nicht, sie erinnerte sich nur, daß sie auf ihrem Sopha zusammengesunken war und wie ein Kind weinte und weinte . . . Sie fühlte sich unglücklich wie nie, verlassen, vergessen! . . .

„Was fehlt Dir denn heute, Mascha?" fragte ihr Mann sie beim Abendessen, weil auch ihm auffiel, wie bleich und niedergeschlagen sie war.

„Ich habe heftige Kopfschmerzen," antwortete sie.

Nach dem Abendessen saß sie allein und halbausgekleidet in ihrem Schlafzimmer, als Sophie zu ihr eintrat. Mascha erbebte. In einem Tage hatte sich ihre ganze Anhänglichkeit an ihre Cousine in Haß und Eifersucht verwandelt, aber mit ächt weiblicher, angeborener Schlauheit, fühlte sie, daß sie gerade letztere vor ihr verbergen und einen andern Grund für ihre Verstimmtheit angeben müsse.

„Chère amie, was fehlt Ihnen," fragte Sophie schmeichelnd.

„Ich weiß es nicht . . . meine Nerven müssen angegriffen sein, . . . ich bin oft so leidend," antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen.

„O! . . . Und ich glaubte, Sie zürnten mir."

„Nein, ich zürne nicht."

„Nun, ich weiß, Sie waren doch etwas böse . . . ach? Sagen Sie nicht nein, ich habe es wohl bemerkt; . , . es war auch wirklich Unrecht von mir, Sie so durch mein Geschwätz zu quälen und noch dazu während Sie schon leidend waren. Wer mich lieben will, hat mir viel zu verzeihen... Voyons, embrassez-moi vîte et pardonnez moi!"

Die Cousinen umarmten sich.

„Hören Sie, Kind!" fuhr Sophie fort, „Sie müssen nicht so strenge sein — das führt zu gar nichts. Wenn man so jedes seiner Worte, jede Handlung auf der Wagschale abwägen soll, so wird das Leben traurig und langweilig. Wozu sich um die Welt kümmern, die ohnedies über alles mäkelt und klatscht. Viel lustiger ist es, frei und ohne sich an das Urtheil derselben zu kehren, zu leben; das nicht zu fürchten, was sie fürchtet und so zu zeigen, daß man muthiger, stärker und klüger ist."

Marie Wassiliewna horchte hoch auf, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Ich würde mich fürchten," flüsterte sie endlich, „so allein gegen alle aufzutreten. Ich bin sehr schwach und bedarf einer Stütze. — Ich will glauben, daß es sehr angenehm sein mag, seiner selbst immer sicher zu sein, wie leicht kann aber dieses Selbstvertrauen ein Weib stürzen? Wäre das nicht fürchterlich, Sophie?"

„Kind!" antwortete Sophie Ossipowna, stolz die Achsel zuckend. „Mit was hat Sie irgend eine dumme Amme oder Wärterin erschreckt . . . Sie fürchten, allein auf eigenen Füßen zu stehen, mit eigenem Verstande zu denken, weil Sie noch nichts vom Leben kennen. Alles, was Sie mit so frommem Schreck aussprechen, sind leere Phrasen, Unsinn! glauben Sie mir's. — Fallen freilich kann ein Weib, mais qu'est ce-que cela veut dire? Wer kann sich sagen, daß er nie gefallen wäre? Ein Heuchler etwa, oder der, der nie Gelegenheit gehabt hat und nun mit Verachtung auf ein schwaches Weib herabsieht — Verachtung! — mais c'est féroce, ce mot là! — Wo ist aber denn der,

der rein genug wäre, den ersten Stein aufzuheben? — Das ist alles Unsinn! Heuchelei! Mon enfant, je sais cela mieux que vous . . . Sagen Sie mir Marie, wenn nun ich in Ihren Augen, das wäre, was Sie gefallen nennen, würden Sie das Herz haben, mich mit Verachtung von sich zu stoßen, Sie, die nicht für sich stehen können, daß nicht auch Sie einmal fallen? Oder stehen Sie für sich heute und in Zukunft ein? Voyons, mon enfant, dîtes-moi la verité."

Marie Wassiliewna wendete ihr Gesicht ab, und antwortete leise und seufzend: „Ich wage es nicht, für mich einzustehen, aber ich bete inbrünstig zu Gott, daß er die Versuchung fern von mir halte!"

„Amen! mein Kind," fügte Sophie bei.

War Marien's Gebet vielleicht nicht ganz aufrichtig und inbrünstig gewesen, wir wissen es nicht; genug, es blieb unerhört . . . Der Gedanke an diesen Kuß kam die ganze Nacht über nicht aus ihrem Sinn und am folgenden Morgen stand sie bleich, verstört und mit heftigen Kopfschmerzen auf. Paul Petrowitsch war etwas unruhig, fühlte ihren Puls und gab ihr zwanzig Tropfen Kirschlorbeerwasser, gegen ein Uhr jedoch ritt er mit Sophie aus und ließ Marie Wassiliewna mit Lukin allein zurück.

Längst bereits war das Stampfen der Rosseshufen verhallt und sie saßen noch immer im Gastzimmer stumm einander gegenüber.

„Sind Sie unwohl, Marie Wassiliewna?" fragte Lukin endlich.

„Ach, lassen Sie mich, es ist nichts," antwortete sie. Heftige Thränen entströmten ihren Augen und rollten längs den Wangen nieder.

„Wie, nicht? . . . Warum weinen Sie denn? Vertrauen Sie mir Ihren Kummer!“ Er wollte ihre Hand fassen.

Sie entriß sie ihm heftig und sprang auf, rothe Flecken traten auf ihrem Gesichte hervor, entrüstet rief sie: „Hinweg! . . . Betrüger!“

Er wollte etwas sagen, sie aber unterbrach ihn.

„Schweigen Sie . . . rechtfertigen Sie sich nicht . . . ich weiß Alles! ich habe Sie gestern Abend mit Ihrer Geliebten gesehen. Glauben Sie nur nicht mehr, mich hintergehen zu können, — ich habe Alles selbst gesehen und gehört. Ihr Betragen ist niederträchtig, falsch!“

Lukin wurde über und über roth, so unerwartet kam ihm diese Entdeckung. So war also doch sein Geheimniß offenbar. Warum war er nicht nach der Stadt gefahren, wie die Klugheit es ihm geboten hatte! . . . Was blieb nun zu thun übrig? Sophiens Geheimniß zu verrathen? — Grausam! Doch blieb ihm denn kein anderer Ausweg?

„Was Sie bereits wissen,“ hub er an, „kann ich nicht läugnen — bedenken Sie aber, daß ich nicht das Recht hatte, ein fremdes Geheimniß zu offenbaren, so lange es noch ein Geheimniß war . . . das wäre niedrig, schlecht gewesen.“

„War es denn aber nicht niedrig und schlecht, mir zu derselben Zeit zu versichern, daß Sie nie aufgehört hätten, mich zu lieben? . . . Ich sehe jetzt klar, wie falsch das Alles war, wie Sie mich nur hintergangen haben! Ich war vergessen, sobald Sie diese Frau getroffen hatten.“

„Nein, Marie Wassiliewna, das waren Sie nie. Mein Verhältniß zu Ihrer Cousine war von meiner Seite nur eine kurze Sinnestäuschung, gegen meinen Willen wurde

ich dazu hingerissen. Dankbarkeit, Freundschaft, und wenn Sie wollen, Gleichgültigkeit gegen jedes andere Weib unterhielten es bis jetzt."

Sie blickte ihn starr an. „Ich glaube es Ihnen nicht," sagte sie, den Kopf schüttelnd, „Sie verläumden sich selbst; denn, wenn es wahr wäre, zu ehrlos, zu gewissenlos wären Sie!"

Lukin erbebte, sich so verurtheilen zu hören. Einen Augenblick konnte er kein Wort hervorbringen. Er ließ die Hände sinken, bald erröthend, bald wieder erblassend. „Und noch weiß sie nicht," dachte er, „wie viel niedriger Eigennutz und Berechnung und wie wenig das Herz dabei im Spiel war . . ."

Nach kurzem Nachdenken und sich zusammennehmend, berichtete er ihr Alles, beständig fürchtend, daß Marie Wassiliewna ihn mit Verachtung zurückstoßen werde. Doch kannte er schlecht das mitleidige Weiberherz. Statt ihn zu verurtheilen, fielen ihr die Worte ihres Mannes ein, wie ja Sophie alles gethan hatte, ihn anzulocken und in ihr Netz zu verstricken, wie er dann, edelmüthig, sie nicht habe verlassen wollen, wenn ihm gleich längst ihre Koketterie überdrüssig. So hatte er noch kaum seine Beichte beendigt, als sie ihm bereits großmüthig verziehen hatte.

„Beurtheilen Sie mich nicht zu strenge, Marie Wassiliewna," fügte er hinzu, seine Erzählung beendigend — „mein Betrug war kein überdachter, absichtlicher. Für mich war und ist jedes Band der Gesellschaft auf ewig verschlossen: Heirath, Familie! Alles! Zudem dachte ich, es würde mir vielleicht gelingen, das Vergangene zu vergessen, und ich im Stande sein, sie so zu lieben, wie sie es um mich verdient."

„Und Sie finden, daß sie es verdient?“ fragte mit einem Male Mascha!“

Lukin blickte sie erstaunt an, er begriff nicht, was sie mit dieser Frage sagen wollte. Das aber sah er, daß sie ihm nicht mehr zürnte, ihr Blick war ein ganz anderer geworden.

„Ja!“ antwortete er, „sie verdient es, weil sie zu lieben versteht, ohne Grenzen, ohne Berechnung!“

„Aber das ist schlecht!“

„Vielleicht, aber ist es darum weniger wahr? Doch jetzt, theure Marie Wassiliewna, geben Sie mir einen guten Rath, was soll ich jetzt thun. Sophie hat die größten Ansprüche auf meine Dankbarkeit. Ihr verdanke ich Alles was ich bin und habe, sie hat mir Alles geopfert. Kann ich undankbar gegen sie sein? ... und doch, Marie Wassiliewna, wenn Sie wüßten, wie elend ich jetzt bin, seit ich Sie wiedergesehen habe! Kann ich je unsere Jugenderinnerungen vergessen, jenen kleinen Garten in Kutschi, die Lindenallee, selbst Ihr einfaches weißes Kleid, welches Sie damals trugen . . . Ach, bedauern Sie mich, daß ich so gar nichts vergessen kann!“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich das Vergangene nicht auch bedaure?“

„Vielleicht bedauern Sie es auch ein wenig, aber Sie leben nicht wie ich, nur im Vergangenen, im Verlorenen. Sie lieben mich ja nicht mehr, können mich nicht mehr lieben. Der Lukin, den Sie geliebt haben, ist längst todt, vor Ihnen steht nur sein Schatten — der genöthigt ist, Allen und Jedem zu lügen, jeden Tag, jede Stunde! . . . Den Menschen mit dem falschen Namen, den Dieb können Sie nicht lieben!“

„Aber sie kann es? sie weiß Alles?"

„Sie weiß nichts."

Mascha sprang auf. Ein triumphirendes Lächeln schwebte auf ihrem Gesichte.

„Nun, so verstehe ich doch anders zu lieben, als sie... sie liebt, ohne zu wissen wen; ich aber weiß und liebe wissend! ... Ach Grischa, theurer Grischa ... Erbarmen!"

Noch einmal entriß sie sich seinen Armen, und floh zu ihren Kindern. Aber das war ihr letztes, vergebenes Ringen gegen die Gewalt der Leidenschaft, die von Stunde zu Stunde heftiger in ihrem bisher reinen Busen wühlte. Zwar kämpfte sie noch mit sich und suchte aus ihrem Herzen zu reißen, was dessen Ruhe untergrub, aber vergebens! Nach und nach verlor alles, was bisher ihr ganzes Leben ausgefüllt hatte, Mann, Kinder, Haus, seinen Werth in ihren Augen und sie schlürfte in vollen Zügen das narkotische, betäubende Gift aus überströmender Schale! ...

Achtes Capitel.

Die Entdeckung.

„Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonne,“ sagt ein altes Sprichwort, dessen Wahrheit sich auch in Sorokino bestätigen sollte. Sophie war die erste, die eine Veränderung an Marie Wassiliewna bemerkte; das freundschaftliche Verhältniß schien sich zu lockern und zwar kam es Sophie vor, daß von jenem Spazierritt mit Lukin an, diese Veränderung mit ihr vorgegangen sei. Das frühere ungezwungene freie Benehmen hatte einer ängstlichen Zurückhaltung Platz gemacht, bald war sie niedergeschlagen, bald schien sie sich zu schämen, einige Male waren ihre Blicke sogar herausfordernd.

„Qu' est ce qu' elle a donc, votre femme?“ fragte Sophie Ossipowna dem Hauptmann. — Savez-vous, Paul, sie hat Augenblicke, wo sie mir verliebt zu sein scheint ... Ist sie nicht vielleicht eifersüchtig?“

„Allez-donc, auf wen das?“

„Woher soll ich das wissen? Vielleicht auf mich und Sie?“

„Bah, welch ein Unsinn!“ antwortete Paul lächelnd. —

„Es ist weiter nichts als eine Nervenüberreizung ... sie hat dergleichen auch früher gehabt."

Sophie war durch diese Antwort nicht zufrieden gestellt. Instinktmäßig fühlte sie, daß irgend eine andere Ursache der Grund von Marie Wassiliewna's Benehmen sein müsse. Sie suchte ihn. Unterdessen verstrich die Zeit und das Haus des Gouverneurs war endlich ganz in Ordnung. Fedor Leontjewitsch schrieb, daß er binnen kurzem in Sorokino eintreffen werde und Sophie und Lukin verbrachten ihre letzten Tage auf dem Lande.

In diesen Tagen war Marie Wassiliewna's Benehmen noch auffallender geworden, so daß sogar das Kammermädchen und selbst die Kinder es bemerkten. Sie wurde immer ängstlicher und scheuer, saß oft in Gedanken und schrak heftig zusammen, wenn man sie anredete; sprach man mit ihr, so mußte zuweilen eine Sache mehrere Male wiederholt werden, ehe sie begriff, wovon die Rede war. Irgend ein Gedanke schien sich so vollkommen ihres Geistes bemächtigt zu haben, daß sie an nichts anderes mehr denken konnte. Lebell machte dieser Zustand große Sorge, um so mehr da er ihn nicht begriff und aus Mascha nichts herausbringen konnte, als kurze unzusammenhängende Worte, daß es nichts sei, vergehen werde u. s. w.

An einem heißen Junitag fuhr die ganze Gesellschaft mit den Kindern und Wärterinnen noch zum letzten Mal auf die Heuernte. Etwa fünf Werst vom Gute war auf einer blumenreichen Wiese ein großes Zelt aufgeschlagen, um im Freien den Thee zu trinken. Mehr als fünfzig Mäher und Mäherinnen waren ringsumher beschäftigt, das hohe Gras zu schneiden.

Während die Theemaschine aufgestellt und alle Vorbereitungen zum Trinken getroffen wurden, ging Lebell zu den Bauern, ihre Arbeit anzusehen, die Kinder nebst Wärterinnen folgten ihm. Mascha, Sophie und Lukin setzten sich an das Ufer des Flusses. Die Erstere war bleicher und angegriffener als gewöhnlich, ihr Lächeln hatte etwas krampfhaftes, während die feinen bläulichen Adern an ihrer Schläfe mehr als je sichtbar waren. Ein Glockenblumenkranz, den ihr die Kinder geflochten und aufgesetzt hatten, gab ihrer Gestalt etwas elfenhaftes, sie machte den Eindruck eines vor dem Tode geschmückten Opfers.

Beide Cousinen saßen auf dem Grase, während Lukin in einiger Entfernung von ihnen sein Angelgeräth hervornahm. Sophie sah diesen Vorbereitungen zu, dann und wann einen neugierig forschenden Blick auf Marie Wassiliewna werfend.

„Marie hat etwas auf dem Herzen,“ sagte sie, „ich möchte wohl wissen was es ist, aber sie wird es mir nicht sagen. Hélas! sie liebt mich ja nicht mehr, während ich sie noch immer wie sonst liebe.“

Mascha lächelte betrübt, antwortete aber kein Wort.

„Sie hat ein Geheimniß, ich weiß es ... aber ich werde es doch herausbringen und wenn sie es auch noch so tief verbirgt. Son confident ... l'ami du coeur weiß es gewiß! Marie, wer ist Ihr Vertrauter?“

„Niemand!“

„Unmöglich! ... Monsieur Alexejew, Sie sind ja länger hier als ich; wer ist Mariens Vertrauter?“

„Der Verwalter in Wirthschaftsangelegenheiten,“ antwortete Lukin, „die Wärterin im Kinderzimmer und das Kammermädchen im Boudoir.“

„Ha! ha! ha! Aber in Herzensangelegenheiten?“

„Die Stelle ist vacant.“

„Ha! ha! ha!“ lachte Sophie laut, während selbst um Maschas Lippen ein leises Lächeln schwebte.

„Adieu Marie!“ fuhr einen Augenblick darauf Sophie fort, „ich fahre Donnerstag weg ... und noch Jemand mit mir. Sagen Sie mir unter uns, en secret, thut es Ihnen nicht leid, daß Herr Alexejew wegfährt?“

Die arme gequälte Marie Wassiliewna wußte nicht, wie ihr bei dieser Frage und dem listigen Blick Sophiens geschah und was sie antworten sollte.

„Gewiß!“ flüsterte sie, die Augen niederschlagend.

Sophie bückte sich und suchte ihr in's Gesicht zu schauen. Ein Lächeln, scharf und schneidend wie ein Rasirmesser, schwebte höhnisch um ihre Lippen.

„Mais regardez moi donc! ... Was sagen Sie denn so kalt gewiß? Man sollte fast glauben ... Herr Alexejew also gefällt Ihnen? ... Vous l'aimez tout de bon, n' est-ce pas?“

Wie der armen Taube in den Klauen des Geiers, so ward Mascha bei diesen Worten zu Muthe; ihr war, als sollte sie in die Erde versinken. Ihr Geheimniß war entdeckt! ... Was in diesem Augenblick in ihr vorging, ist leicht zu begreifen, wer aber begreift den Eindruck, den die von ungefähr hingeworfene Bemerkung auf Sophie Ossipowna selbst machte! — Im Finstern umhertappend, war es ihr plötzlich hell vor den Augen geworden; — aber so frappirt war sie von dieser Entdeckung, daß sie sich noch nicht in dieselbe finden konnte. Sie blickte forschend und finster, erst auf Mascha, dann auf Gregor Alexejewitsch, doch ebenso schnell

wendete sie sich wieder von ihm ab. Lukin hatte alles bemerkt, wußte aber nicht, wie er das Unglück abwenden sollte, so rasch war es geschehen. Die Angel zitterte unmerklich in seiner Hand, während sein Gesicht zwar erstaunt schien, doch aber sonst nicht die geringste Verwirrung merken ließ. Er war hart gesotten und der Verstellung Meister.

Nicht mehr das forschende Auge der Cousine über sich fühlend, athmete Marie Wassiliewna freier auf, erhob sich, verstohlen einen Blick auf Lukin werfend, und ging langsam fort.

Einen Augenblick später hatte Sophie sie eingeholt.

„Marie, ma colombe, wohin?"

„Lassen Sie mich. Mir ist unwohl und ich bin nicht aufgelegt, Ihre alberne Späße anzuhören," antwortete sie kaum hörbar.

„Marie! . . . mais c'est drôle . . . lächerlich, zu zürnen! Ich habe in der That nicht geglaubt, daß Sie so empfindlich wären. Sie wurden ja roth wie ein Krebs. Gott weiß, worüber."

Marie Wassiliewna blieb stehen und blickte ihr fest in's Gesicht, dieses Mal ohne zu erröthen.

„Ich zürne nicht," antwortete sie, sich Mühe gebend, ruhig zu bleiben. Ich erröthete nur statt Ihrer — mir geschah nur, was Ihnen hätte geschehen müssen, wenn Sie nur eine Spur von Scham hätten."

Sophie fuhr bei diesen Worten heftig auf: „Ich verstehe Sie nicht!"

„Es thut mir sehr leid, wenn ich Ihnen so unverständlich erscheine, ich kann mich aber nicht verständlicher ausdrücken."

„Was wollen Sie damit sagen?'

„Deuten Sie's wie Sie wollen, mir soll's gleich sein."

„Ah c'est ainsi, madame?"

„Oui, madame, c'est ainsi."

„Sie nehmen einen Scherz ernsthafter, als er es verdient und bringen mich so auf eigne Ideen, die Ihnen vielleicht nicht angenehm sind."

„Beunruhigen Sie sich meinetwegen nicht," antwortete Marie, „ich will eben, daß sie mich mit Ihren sogenannten Scherzen ganz in Ruhe lassen; . . . verzeihen Sie, ich muß gehen und Thee machen. —"

Mit Mühe hielt Sophie eine Antwort zurück, ihre Augen sagten aber so viel, daß fast nichts hinzuzufügen war.

Während des Thee's sprachen die Cousinen kein Wort miteinander, was Lebell ungemein auffiel.

„Was habt Ihr denn gegeneinander?" fragte er seine Frau, einen Augenblick benutzend, wo sie allein waren.

Mascha war auf diese Frage vorbereitet.

„O, nichts, Kleinigkeiten," antwortete sie. — Sophie hat die üble Angewohnheit, Alles, was ihr in den Kopf kommt, gerade heraus zu sagen, und dann ist's ihr einerlei, wer dabei ist . . . Ich habe nun heute einmal die Geduld verloren und ihr etwas die Wahrheit gesagt.

„Das war auch höchst überflüssig, als ob Du sie nicht hättest schwatzen lassen können," antwortete Lebell, die Achsel zuckend.

„Sie fährt Donnerstag weg und ich wünsche, daß bis dahin Euer Streit beigelegt ist. Doch was hat sie denn eigentlich gesagt? . . . ich hoffe doch, daß Du nicht zu weit gegangen bist?"

„O nein, sie hatte, wie immer, eine böse Zunge; es ist nicht der Mühe werth, weiter davon zu sprechen.“

Indessen war Lebell keineswegs ruhig, er kannte Sophien's Charakter und fürchtete, die Sache möchte ernsthafter sein, als seine Frau sagte. Als er daher am andern Tage gegen Abend mit Lukin vom Spaziergang zurückkehrte, fing er an, ihn auszufragen, was eigentlich die Damen gehabt hätten, da er ja wußte, daß Lukin dabeigewesen war. Lukin erzählte ihm das Gespräch Wort für Wort, nur hin und wieder kleine Ausweichungen sich erlaubend, um dem Ganzen eine, so viel wie möglich unverfängliche, mehr komische Gestalt zu geben. Es gelang ihm vollkommen, Lebell zu beruhigen, der noch eine gute Weile über die Empfindlichkeiten der Weiber bei Kleinigkeiten perorirte.

Ihr Gespräch wurde durch das heftige Bellen des sie begleitenden Hundes unterbrochen, der im Gebüsch herumschnüffelte. Sie gingen hart am Waldesrand.

„Warten Sie, ich will doch einmal sehen, was mein Nero da Verdächtiges spürt,“ sagte Lebell und folgte dem Hunde. Lukin wartete einen Augenblick, dann folgte er seinem Freunde. Kaum war er in den Wald getreten, als er erst ein heftiges Bellen und dann Lebell's Stimme hörte.

„Tout beau, Néron! He, wer ist das? . . . Steh! . . . Hast Du nicht gehört, stehen sollst Du bleiben! . . . Ruhig, Nero! Gregor Alexejewitsch, halten Sie, bitte, den Hund, daß er ihn nicht zerreißt.“

In einem Augenblick war sein Verlangen erfüllt; Lukin hielt den Hund zurück, während Lebell eine, im Mondlicht höchst verdächtig aussehende, vierschrötige Gestalt am Kragen gefaßt hatte.

Es war ein kräftiger Kerl, von etwa dreißig Jahren, in Kittel und Birkenrindefußbekleidung, mit schmieriger Mütze, von den Blattern zerrissenem markirten Gesichte und borstigem schwachen Barte. Hinten im Gürtel hatte er ein Beil und in der Hand einen Wanderstab mit eiserner Spitze.

„Komm einmal aus dem Strauch hervor und laß Dich betrachten . . . sei ruhig, ich erwürge Dich nicht,“ sagte Lebell und zog den Burschen aus dem Gebüsch in's Freie. Anfangs hatte sich dieser widersetzen wollen, aber, sich zwischen zwei kräftigen Männern und einer bösen Dogge sehend, begriff er das Unnütze des Widerstandes und folgte nun gelassen.

„Wer bist Du?“ fragte Lebell.

„Ein Pilger, Ihre Gnaden.“

„Was machtest Du aber da?“

„Ich gehe nach Woronesch, bin auf der Wallfahrt begriffen.“

„Ich frage, warum Du Dich im Gebüsch versteckt hattest?“

„Ich denke nicht daran, mich zu verstecken . . . Bin heute früh Morgens, von Surmilow ausgegangen, müde geworden und hatte mich gesetzt, auszuruhen.“

„Auszuruhen? Im Wolfshinterhalt, im Gebüsch, wenn eine halbe Werst von hier ein Dorf liegt?“

„Was thut das? Ich werde später in's Dorf gehen.“

„Du hast doch einen Paß?“

„Ja, ja.“

„Zeig her.“

„Nein, Ihre Gnaden, dazu ist gar keine Nothwendigkeit vorhanden. Dem ersten Besten zeigt man seinen Paß nicht.“

„Sei ganz ruhig, mein Freund, ich bin hier nicht der

erste Beste. Ich bin der hiesige Gutsherr und Du bist auf meinem Grund und Boden, folglich habe ich ein Recht, ihn von Dir zu fordern ... Rasch, zeig' her!"

„Nein, Herr, ich zeige ihn nicht."

„Wenn Du ihn mir nicht zeigen willst, so werde ich Dich in's Landgericht abfertigen lassen, damit Du dort lernst, daß im Walde, des Nachts, in der Nähe meines Dorfes, umherzustreifen verboten ist ... Komm mit!"

„Ich habe keine Zeit, Ihnen nachzulaufen, ich habe meinen eignen Weg, den weiß ich allein ... Ich habe Sie ja nicht angerührt, so lassen Sie auch mich ungeschoren."

„So? also ich soll etwa warten, bis Du mich anrührst! .. Marsch, vorwärts, ohne lange zu räsonniren, wenn ich Dich nicht binden lassen soll."

„Lassen Sie den Kerl laufen. — Dazu gehört auch Lust, den Dienst eines Polizisten auf sich zu nehmen."

„Nein, Gregor Alexejewitsch, das geht nicht; es sind hier unlängst verschiedene Geschichten passirt. ... Raub, Diebstahl auf der Landstraße ... Unlängst hat man schon so ein paar Landstreicher eingebracht."

„Ich bin kein Landstreicher, Ihre Gnaden," unterbrach ihn der Gefangene, „ich bin ein wandernder Pilger, komme von Nischni Nowgorod, zum heiligen Mitrophan zu beten."

„Zeig Deinen Paß!"

„Ach, hören Sie doch auf!" fiel Lukin wieder ein. „Was geht Sie denn sein Paß an? ... Nun, und wenn er selbst keinen hätte, was folgte daraus? ., . Als ob denn ohne dieses Halsband Niemandem zu leben erlaubt wäre?"

„Da haben Ihre Gnaden vollkommen Recht; gar nicht möglich ist es jetzt ohne solchen Wisch zu leben. Das letzte

Geld soll man dafür hergeben. Und hat man ihn dann, so kann man ihn ja nicht vor die Stirn kleben. Eine Geldtasche wie Ihre Gnaden, trägt unsereins nicht. Da schleppt man das Stück Papier mit sich auf der Brust herum; ist es denn da wohl ein Wunder, wenn es einem einmal verloren geht. Und ist's weg, so heißt's gleich, ein Vagabunde! Nirgend hat man da Ruhe! ... Nun und wer da wirklich etwas Schlimmes ausgefressen hat, der wird gewiß seinen ächten Paß nicht zeigen, der wird sich einen falschen zu verschaffen wissen.... Dazu ist gerade keine große Geschicklichkeit nothwendig und solch einen Wisch kann man zuweilen billig haben.... Auf dem Jahrmarkt finden sich Schreibekünstler genug, die einem armen Teufel für einen Silberrubel damit aushelfen, sogar mit einem Siegel versehen.... Was will also ein Paß sagen?" ...

Alles dies erzählte der Bursche, während sie weiter gingen. Von dem Augenblick an, als Lukin für ihn das Wort genommen, hatte jener sich weiter nicht widerspenstig gezeigt, sondern war ihnen gefolgt, nur zuweilen seitwärts auf den Hund blickend.

Unterdessen hatten sie sich dem Dorfe genähert.

„Ihre Gnaden, lassen Sie mich gehen um des Himmels willen", bat er, die Mütze abnehmend.

Lebell blickte fragend Lukin an, ihn setzte die finstere Miene in Verwunderung, mit welcher sein Begleiter den Landstreicher anhörte. Der Gedanke, daß jener sich vielleicht durch seine (des Kapitäns) Weigerung beleidigt fühlen könne, kam ihm in den Kopf.

„Nein, Freund", sagte er, „ins Dorf zu mir lasse ich Burschen deines Schlages nicht, willst Du also nicht, daß

ich Dich festnehmen lasse, so gebrauche Deine Beine. Das aber sage ich Dir, trifft man Dich hier wieder auf meinem Grund und Boden, so kommst Du mir so nicht frei!"

„Großen Dank, Ihre Gnaden, großen Dank."

Diese Worte und eine tiefe Verbeugung richtete er an Lukin.

Dieser nahm einen Silberrubel aus der Tasche und warf ihn in seine Mütze.

So endigte das kleine Abenteuer, dessen Eindruck bei den Freunden länger im Gedächtniß blieb, als die geringfügige Begebenheit verdiente. Welches die Folgen desselben waren, werden wir später sehen.

Den Tag darauf bat Marie Wassiliewna, welche unterdessen ruhiger geworden war, ihre Cousine auf den Wunsch ihres Mannes um Verzeihung. Sophie ersparte ihr diesen schweren Schritt theilweise, indem sie ihr gleich beim ersten Worte um den Hals fiel, laut auflachte und sie küßte. So schien also äußerlich der Streit geschlichtet, jenes Gift aber, welches er in beider Herzen zurückgelassen hatte, drohte mit traurigen Folgen; das Feuer glimmte unter der Asche fort. —

Am Donnerstag, kurz vor der Abreise, nahm Sophie, beim Abschied Lebell unter den Arm und führte ihn auf den Balkon.

„Prenez garde, Paul!" flüsterte sie ihm ins Ohr. „Seien Sie auf Ihrer Hut! ... das ist ein kleiner freundschaftlicher Rath, den ich Ihnen beim Abschiede geben muß."

„Was ist denn geschehen?" fragte Paul Petrowitsch besorgt.

„Vor der Hand noch nichts Besonderes, aber doch wiederhole ich Ihnen, seien Sie auf Ihrer Hut. Beschäftigen

Sie sich weniger mit Ihren Büchern und achten Sie mehr auf das, was um Sie her vorgeht, bekümmern Sie sich mehr um Ihre Frau ... sie ist krank; warten Sie, — nicht in dem Sinne, wie Sie meinen ... die Krankheit ist eine der Art, die Ihre Arzneien nicht heilen. ... Erschrecken Sie nicht ... die Sache ist, so viel ich bemerken kann, noch nicht weit gediehen ... eine Kleinigkeit! Trifft man die gehörigen Maßregeln zur rechten Zeit, so vergeht ein so unbedeutendes Herzübel ohne weitere Folgen, läßt man es jedoch einreißen, so kann es sehr ernsthaft werden. ... Eh allons donc! Runzeln Sie die Stirne nicht, das sind Alles noch Vermuthungen ... Alles noch Kindereien. Adieu, seien Sie weder traurig noch böse, sondern vernünftig. Und nun, noch einmal, leben Sie wohl."

Sie umarmte ihn, und fünf Minuten später fuhren die Gäste aus Sorokino nach S., wo man den neuen Gouverneur noch am selben Tage erwartete.

Lebell hatte keine weitere Aufklärung verlangt; er verstand, worauf sie anspielte, doch war er höchst aufgeregt; ihm war, als ob ihm ein Stich durch's Herz gefahren wäre. Was er nur für einen Scherz, nach Alexejews Worten genommen hatte, stellte sich also als ernsthaft heraus! .... Gewiß mußte Sophie etwas bemerkt haben. Mein Gott, wo hatte er denn seine Augen gehabt?! ... Wie hatte er denn bisher so gar nichts bemerkt? .... Er fing an nachzudenken ... „Nervenaufregung, Zerstreutheit, Schüchternheit, Vorsichhinbrüten ... Alles das war ja nichts Neues .... freilich war es in letzter Zeit stärker als je geworden. Mascha erröthete öfter, wurde öfter verlegen; sie war unruhiger, jedesmal, wenn man Alexejew aus der Stadt erwartete.

Hätte doch der Teufel diesen Menschen geholt, und er ihn nie gekannt, diesen Glücksritter, diesen Don Juan! Uebrigens mußte doch Sophie nichts Bestimmtes wissen. Sie hätte ihn ja sonst ohne Zweifel von sich weggejagt. Sollte sie nur eifersüchtig sein? ... Und doch! dieser Alexejew war ihm immer eine räthselhafte Persönlichkeit gewesen. Manche alte Geschichte fiel ihm hierbei ein, die er früher weiter nicht beachtet hatte; ihm war es ja bisher gleich gewesen, wer er eigentlich war und ob er wirklich Alexejew heiße, wo er geboren, und was an der Geschichte, die ihm jener betrunkene Maler vor Jahren erzählt hatte ... Jetzt aber wollte er der Sache auf den Grund kommen, jetzt, wo der Mensch gefährlich werden konnte, mußte er ihn näher kennen lernen. Alle seine früheren Sonderbarkeiten, das Vermeiden großer Gesellschaften und Bälle, das Verheimlichen seines Geburtsortes, das Ausweichen der Gespräche über seine Eltern, seine Erziehung, ja selbst die Sorgfalt, mit welcher er seinem Komilitonen, den er einst bei Lebell traf, auswich: Alles das waren Ursachen zum Verdacht! — Und wie vieles Sonderbare war nicht jetzt noch an ihm; ja noch unlängst bei dem Begegnen des Vagabonden, seine Fürsprache, dann seine Worte: „Was geht Sie sein Paß an" — und „ob Niemandem denn ohne dieses Halsband zu leben erlaubt sei," und dann der Rubel! Ein Zeichen großer Theilnahme! .... Hm, einen Paß mußte Alexejew ohne Zweifel haben und sicher stand in demselben Alexejew, und nicht Lukin — wie ihn damals der Maler genannt hatte. — Nun und wenn er aber nun doch Lukin hieße und nicht Alexejew, so wäre ja auch sein Paß falsch und die Theilnahme erklärt. Aber hieß denn der Gutsbesitzer im Toropetz'schen Kreise, bei dem

der alte Iwan Kusmitsch Ussow gewesen war, nicht Lukin? und richtig, Gregor Alexejewitsch Lukin, derselbe, der in Mascha's Nähe wohnte. Aber der war ja todt, den hatten ja die Pferde auf der Chaussee todtgetreten ... hm, sonderbar ...! Matjuschkin sagte: Gregor, Alexejews Vater, lebe in Toropetz ... Sophie fand ihn auf der Station in jener Gegend — das Gesicht zerkratzt, geschunden, weil er aus der Telége gefallen war. ... Wenn nun Lukin nicht gestorben, wenn er Gregor Alexejewitsch Alexejew wäre, — ein und dieselbe Person? — Alles läuft darauf hinaus, macht es wahrscheinlich. Was ist aber unterwegs passirt, daß aus Lukin — ein Pseudo — Alexejew geworden ist? — Wie wäre das zu erfahren? — Hm, Barkow muß Lukins Familienverhältnisse kennen ... Iwan Kusmitsch auch ... Mascha? Sie konnte ihn kennen, er war ihr Gutsnachbar ... Gott im Himmel, wo soll das hinaus! ... Wenn sie nun schon lange vorher einander bekannt gewesen wären — dann war er hintergangen! ... Schändlich hintergangen!" —

Lebell wurde es bunt vor den Augen, seine Entdeckung drückte ihn wie ein schwerer Traum. Verschiedene Pläne gingen ihm durch den Kopf, keiner aber befriedigte ihn nach reiflicher Ueberlegung. ... Sollte er nicht von seiner Frau eine Erklärung verlangen? Er war gewiß, Mascha würde nicht im Stande sein, sie ihm zu verheimlichen, wenn sie selbst etwas wußte. Was konnte aber eine solche Unvorsichtigkeit für Folgen haben; würde sie im Stande sein, Alexejew zu verschweigen, daß sein Geheimniß verrathen sei. Und war es denn ein Geheimniß, waren es nicht bisher nur Vermuthungen, die klar zu machen die größte Vorsicht erforderte. Daß Alexejews Angelegenheiten nicht rein, blieb ausgemacht.

Ob aber Lebells Rechnung richtig, das war noch zweifelhaft. Er mußte sicher gehen, er kannte seinen Mann: kühn und schlau wie der Teufel. Zu Allem fähig, zum Guten wie zum Schlimmsten, konnte er in böse Händel mit ihm kommen und theuer seine Unvorsichtigkeit zahlen müssen. Erst mußte er alle mögliche Erkundigungen einziehen, ehe er handelte. Und dann? Sollte er sich etwa, wenn das Schlimmste wahr, mit ihm schlagen? Seine Hand war sicher, an Muth fehlte es ihm nicht, doch, er war ja kein junges Bürschchen mehr, sein Leben leichthin in die Schanze zu schlagen, er, der Familienvater, der Staatsbürger, der Christ! Er sollte sich einer Verbannung, einer Strafe deswegen aussetzen? Das wäre läppisch! —

Lebell, wie man sieht, berechnete sehr vorsichtig alle Fälle, sich nicht zu kompromittiren, seine Unentschlossenheit ging vielleicht schon zu weit. Endlich fand dieselbe ihr Ende in nachstehendem Briefe an den alten Verwalter Ussow.

„Mein lieber Iwan Kusmitsch!“ so schrieb Lebell, „erinnern Sie sich noch, wie Sie jenes kleine Gut, auf welchem Sie vor Ihrer Uebersiedlung nach Troitzko waren, gegen mich, seines feuchten Bodens wegen, so sehr rühmten, und klagten, daß sein jetziger Besitzer, Dmitri Jegorowitsch Barkow, es so unbarmherzig ausgesogen habe und es wahrscheinlich um ein Billiges verkaufen werde. Sehen Sie, es hat sich hier nun ein Bekannter von mir, ein eben nicht reicher Mann gefunden, der jenes Gut wohl kaufen möchte. Er hat vor Jahren in dieser Gegend gewohnt und einen gewissen Lukin gekannt; läßt Sie durch mich bitten — ich füge hinzu, daß Sie auch mich durch Ihre Gefälligkeit gegen meinen Freund verpflichten werden — ihm für's erste die nöthigen

Nachrichten über das Gut selbst mitzutheilen, natürlich so detaillirt wie möglich. Ferner wie es zugeht, daß dasselbe in Barkow's Hände übergegangen ist und nicht an den Sohn des alten Besitzers. Was überhaupt aus diesem Sohn, für den mein Freund sich besonders interessirt, da er, glaube ich, ihn bei Lebzeiten gekannt hat, geworden ist, wie er hieß, aussah, wie, wann und wo er umgekommen und endlich, wo der jetzige Besitzer des Gutes, Barkow, sich aufhält. Seine möglichst genaue Adresse bitte mir zu senden."

Drei Wochen vergingen nach dem Abgang dieses Briefes und immer war noch keine Antwort erfolgt. Im Laufe dieser Zeit waren Lebell und Marie Wassiliewna fast beständig zu Hause — einmal nur waren sie in S**, dem Gouverneur ihre Visite abzustatten. Dieser speiste darauf einmal bei ihnen in Sorokino und bei dieser Gelegenheit war dort große Tafel. Die Zeit verging ziemlich langweilig, da Sophie Ossipowna nicht guter Laune war, während Marie Wassiliewna sich unwohl fühlte, so unwohl, daß sie vom Tisch aufstehen und sich in's Bett legen mußte. Lukin war ebenfalls eingeladen, fuhr aber gleich nach Tisch wieder weg, sich mit seinen vielen Geschäften entschuldigend. Seit des Generals Ankunft hatten seine Ferien ein Ende und er war mit Geschäften überhäuft. Daher hatte er auch im Ganzen nur einmal bei Lebell sein können und selbst dann nur auf kurze Zeit, so daß er mit der Frau vom Hause nur ein paar Worte sprach und Paul Petrowitsch, der da hatte beobachten wollen, nichts zu beobachten fand. Fand nun so einerseits sein Verdacht keine weitere Nahrung, so hätte doch Mariens Zustand selbst den gleichgültigsten Ehemann beunruhigen müssen. Ein Jammer war es, sie während der letzten drei

Wochen anzusehen. Sie war verstört, floh Mann und Kinder und saß meistens allein in ihrem Zimmer. Hochrothe Flecken zeigten sich auf ihren bleichen Wangen und sie sah aus wie eine Verurtheilte. Vergebens suchte Lebell sie aufzuheitern, sie zu beschäftigen. Einige Male machte er vorsichtig schwache Versuche zu Aufklärungen, doch waren hysterische Krämpfe die Folge. Der Arzt, den man aus S** hatte kommen lassen, verschrieb Tropfen, konnte aber nichts aus ihr herausbringen und versprach, wiederzukommen. Den Tag darauf aber sagte sie, sie sei besser und schlug alle Arzneien aus.

Ihr war vorgeschrieben, mehr in freier Luft zu sein und zu spazieren. Während der Tageshitze konnte sie aber nicht gehen und so saß sie jetzt den ganzen Tag über auf dem Balkon, nur des Abends, wenn es dunkel wurde und die Kinder sich schlafen gelegt hatten, ging sie in den Garten. Lebell begleitete sie jedes Mal; sie machten dann kurze Spaziergänge in den Alleen und kehrten zurück. Nur wenn er Besuch oder Geschäfte hatte, oder in der Stadt war, währten ihre einsamen Spaziergänge oft bis spät in die Nacht hinein. Er machte ihr über diese nächtlichen schädlichen Promenaden oft Vorwürfe.

Unterdessen erwartete Lebell mit Ungeduld die Antwort. Endlich kam sie; sie verwandelte den bisherigen Zweifel in Gewißheit.

„Der Verstorbene war hoch von Wuchs," schrieb Ussow, „... breitschulterig, im Gesicht mager ... Haar und Augen schwarz, auf der rechten Wange hatte er ein kleines Muttermal ..."

Lebells Herz schlug heftig.

Auf die Frage, wie das Gut an Barkow übergegangen sei, ehrte der brave Iwan Kusmitsch das Familiengeheimniß und hatte sich nicht entschließen können, die volle Wahrheit zu schreiben. Er antwortete, „daß die näheren Umstände nicht bekannt seien, daß aber der gesetzmäßige Erbe, der Sohn, dasselbe gesetzmäßig an Dmitri Jegorowitsch Barkow übertragen habe, der überdies noch ungetilgte Wechsel, auf eine bedeutende Summe lautend, von dem Verstorbenen in Händen habe."

Endlich schrieb er noch, „daß Lukin sechs Werst von der Station C., welche er in der Nacht auf den 7. August 18 . . in Begleitung des Kandidaten der Petersburger Universität, Alexejew, verlassen hätte, von den Pferden aus der Telége herausgeschleudert worden und bei dieser Gelegenheit um's Leben gekommen sei."

Von Lebells Gesichtspunkt aus blieb noch vieles dunkel, zwei Fakta aber waren klar. Erstens, Lukin und der jetzige Alexejew waren eine und dieselbe Person; welche Gründe denselben auch bewogen haben mochten, seinen Namen zu wechseln — das Faktum stand fest. Zweitens: Barkow hatte von diesem noch unbezahlte Wechsel auf eine große Summe in Händen — ihm konnte es also nicht gleichgültig sein zu erfahren, daß sein Gläubiger, den er für todt halten mußte, noch lebte, wo und unter welchem Namen er sich verberge.

Lange ging Lebell dies alles im Kopfe herum, doch war noch ein anderer Umstand, der ihn ungleich mehr beschäftigte. Lukin war ja nämlich Werigins Gutsnachbar gewesen und so mußte ihn Mascha damals gekannt haben. Zu jener Zeit war er zwanzig, sie etwa achtzehn Jahr alt.

Als Mädchen war sie hübsch genug, um des jungen Studenten Aufmerksamkeit wohl auf sich ziehen zu können. Und wenn nun Beide dann einander geliebt hätten, wenn jene Liebe noch jetzt fortbestände? Sophiens Anspielung, Maschas Zustand in der letzten Zeit ... daß er, Lebell, ja ferner bei ihrer ersten Begegnung nicht zu Hause gewesen, andere kleine Bemerkungen, die er gemacht und nicht beachtet, die ihm aber jetzt wieder einfielen — eins nach dem andern bestätigte seinen Verdacht, daß er hintergangen, daß ihm Mascha etwas verheimliche.

Da war kein Augenblick zu verlieren, sie vor diesem Menschen zu retten; er mußte mit ihr sprechen.

Am andern Morgen saß Mascha in ihrem Boudoir; die Kinder waren eben mit dem Mädchen spazieren gegangen und auch sie war eben im Begriff auf den Balkon zu gehen, als Lebell eintrat.

„Mascha, meine Liebe," sagte er, „bitte, bleibe und setze Dich. Lange schon nehme ich mir vor, mit Dir ernsthaft über einen wichtigen Gegenstand zu sprechen."

Marie Wassiliewna wurde weiß wie Kalk. „Wovon das?" fragte sie mit schwacher Stimme.

„Zuerst von Deiner Gesundheit. Ich will endlich die Ursache Deiner Krankheit wissen."

Sie warf einen leidenden unruhigen Blick auf ihn, senkte aber gleich wieder ihre Augen. Fieberhaft bebte ihr ganzer Körper.

„Mascha, ich hoffe, Du bist gerecht genug, anzuerkennen, wie ich stets offen in Allem gegen Dich gewesen bin. Freude und Leid, Alles was mich bewegte, war Dir stets offenbar, nie habe ich Dir das Geringste verheimlicht. Mascha, mein

liebes Weib, bis diesen Augenblick habe ich dasselbe auch von Dir geglaubt, habe geglaubt, daß auch Du keine Geheimnisse vor Deinem Manne habest."

Sie sprang auf, Angst und Schrecken in ihren Zügen, sie errieth, von welchem Geheimnisse die Rede war.

„Nicht jetzt, nicht heute! . . . Ein anderes Mal," flüsterte sie. „Heute kann ich nicht, mir schwindelt . . . Ach wie unwohl! unwohl! . . . Sie wankte und fiel besinnungslos in seine Arme.

Lebell war heftig bewegt, doch rief er das Kammermädchen nicht. Nachdem er sie sanft auf den Divan hingelegt hatte, ging er eiligst in die Nebenzimmer und verschloß ringsum die Thüren, dann eilte er eben so rasch wieder zu Mascha zurück. Mit großer Mühe gelang es ihm endlich, sie zur Besinnung zurückzurufen. Tiefes Mitleid hielt ihn zwar zurück, doch war er fest entschlossen, diesmal Alles zu erfahren. Etwa fünf Minuten lag sie noch, ehe ihr das Bewußtsein wieder zurückkehrte und sich ihre Wangen mit leichten rothen Flecken bedeckten. Er saß neben ihr auf einem Schemel.

„Mascha, mein Engel," sagte er, ihre Hände küssend, „vergieb mir, daß ich Dich wider meinen Willen quäle, ich kann aber und darf nicht länger schweigen. Deiner eigenen Ruhe, unseres häuslichen Glücks für die Zukunft wegen, muß ich heute noch Alles wissen."

Sie wandte sich ab und suchte ihr Gesicht im Kissen zu verbergen.

„Mascha, ich kenne Gregor Alexejewitsch's Geheimniß und — Du kennst es auch . . . Er führt einen falschen

Namen . . . Ihr waret Nachbarn, Ihr waret in Kutschi mit einander bekannt? . . ."

„Ich habe ihm mein Wort gegeben, darüber zu schweigen," stieß sie mühsam hervor.

„Darin hast Du sehr Unrecht gethan! Du gehörst nicht zu Denen, die ungestraft lügen können. Hast Du wohl seit jener Zeit, als Dein alter Bekannter hierher gekommen ist, einen ruhigen Augenblick gehabt?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Siehst Du wohl," fuhr er fort, „da hast Du die Ursache Deines leidenden Zustandes. Dich quält das Geheimniß, welches er Dir aufgenöthigt hat. Dies Geheimniß hat Dir Deinen Mann entfremdet und würde vielleicht noch größeres Unheil angerichtet haben, wenn ich es nicht aus dem Briefwechsel mit anderen Leuten, die ihn früher gekannt haben, erfahren hätte. Mascha, mein Engel, ich muß Dich noch um Etwas fragen."

Sie fuhr heftig zusammen, dann drückte sie ihr Gesicht noch tiefer in's Kissen.

„Gesteh' mir aufrichtig, hast Du ihn — vormals geliebt?" seine Stimme bebte bei dieser Frage.

„Ja," flüsterte sie kaum hörbar.

„Und jetzt?"

Mühsam und mit großer Anstrengung brachte Lebell diese zwei Worte hervor.

Gespensterhaft erhob sie sich langsam, strich, sich selbst unbewußt, ihr langes Haar, welches sich gelöst hatte, aus dem Gesichte, antwortete jedoch kein Wort. Ein Zug tiefer Verzweiflung lag in ihrem Gesichte. Lebell glaubte sie

habe seine Frage nicht gehört und wiederholte sie noch einmal zögernd.

„Ich kann nicht länger lügen,“ antwortete sie tief aufseufzend: „Ja, ich liebe ihn noch, ich . . .“

Thränen der Scham und Verwirrung erstickten ihre Stimme, sie konnte nicht weiter reden, sie blickte ihren Mann einen Augenblick an und wurde über und über roth.

Lebell war tief bewegt, doch war er weit davon, die ganze Größe seines Unglücks zu errathen. Nicht der geringste Verdacht stieg in ihm auf, wie schuldig das Weib, welches ihm gegenüber saß.

„Ich weiß,“ unterbrach er sie, „Du hieltest ihn für todt . . . doch davon später, wenn Du ruhiger sein wirst — Mascha! ich bin nicht gekommen, Dir Vorwürfe zu machen; ich weiß, wie schwer es ist, seinem Herzen zu gebieten und wie leicht ein Mensch irren kann. Du hast mich hintergangen, doch bist Du weniger Schuld als er . . . Was wollte er von Dir? . . . Wenn er wirklich liebte, ehrlich, wie ein Christ, so hätte er Dich meiden, nicht hier wohnen müssen. Welchen Ersatz konnte er Dir für das bieten, was Du hättest opfern müssen, wenn Du ihm, wohin er Dich verlockte, gefolgt wärest? . . . Wie er früher war, weiß ich nicht, wer er aber jetzt ist, weiß ich; ein von Grund aus verdorbener Mensch!“

„Paul Petrowitsch!“ unterbrach sie ihn mit flehender Geberde.

„Ein Mensch, dem nichts heilig ist,“ fuhr Lebell heftig fort, „der an nichts glaubt. Er ist bereits durch Feuer und Wasser gegangen . . . ein Händelsucher, Spieler, Roué und Fälscher, der noch einmal im Gefängniß enden wird . . .“

Paul Petrowitsch! Ach Paul Petrowitsch! Urtheile nicht so strenge . . ."

„Ist das der Mensch, der ein Weib wahrhaft glücklich machen kann? Und ist wahres Glück da möglich, wo Leidenschaft die höchste Rolle spielt? Wahre Liebe nur liegt in der Ehe, sie ist so heilig, wie die Kinder, die aus derselben hervorgehen, ihre Erziehung, die Frage um ihre Zukunft, das ist der Beruf des Weibes!"

Mascha saß wie eine Verbrecherin, der das Urtheil gesprochen wird. „Alles ist aus," dachte sie. „Wenn ich jetzt gestehe, so wird er mich mit Verachtung von sich stoßen."

„Doch genug davon, armes Weib, ich hoffe, Du hast mich verstanden und es ist noch nicht zu spät, unser künftiges Glück zu retten. Suche ihn zu vergessen, er ist Deiner nicht werth, er muß für Dich in Zukunft wirklich todt sein, da ja das, was Du sonst in ihm geglaubt hast, erstorben ist. Was mich betrifft, so werde ich das thun, was sein muß. Ich werde ihn bitten, künftig nicht mehr hierher zu kommen."

Im Saale wurden Schritte hörbar.

„Wer ist da?" fragte Lebell laut.

„Paul Petrowitsch," antwortete die Stimme des Dieners, „die Pferde sind angespannt."

„So laß den Kutscher vorfahren."

„Wohin willst Du?" fragte erschrocken aufspringend Mascha.

„In die Stadt."

„Zu ihm?"

„Ja, zu ihm."

In ihrer Angst griff sie mit beiden Händen an ihren

Kopf. „Paul Petrowitsch! ... Ich beschwöre Dich bei Allem, was heilig ist, Paul Petrowitsch, fahre nicht.“

„Was fürchtest Du?“

„Ach, ich fürchte! ich fürchte Entsetzliches! — Ihr werdet mit einander streiten und einer von Euch ... O, gräßlicher Gedanke ... ich bin nicht werth, daß man sich meinetwegen schießt! ...“

„Mascha! Bist Du bei Sinnen? Vertraue mir getrost. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich eine solche Thorheit nicht begehen werde.“

„Dein Wort? ... O ich weiß, wie man ein Wort der Art zu halten pflegt! Paul Petrowitsch, gedenke Deiner Kinder! Schwöre mir, schwöre, daß Du nie, in keinem Falle — was Du auch von ihm hören mögest ... oder von andern ... was Ihr auch dort reden möget ... daß Du Dich nicht mit ihm schlagen wirst ...“

Lebell blickte sie an, ihr leichenblasses Gesicht, die stieren Augen, die Angst in ihren Zügen setzten ihn in Schrecken.

„Schwör mir's!“ wiederholte sie, auf das Gottesbild zeigend.

Er blickte hin und sagte nach kurzem Bedenken leise: „Ich schwöre es!“

Mascha athmete leichter auf. Thränen entstürzten ihren Augen, sie warf sich vor dem Kreuz des Erlösers zu Boden —

„Herr des Himmels, sei mir armen Sünderin gnädig und vergieb mir meine Schuld! ... vergieb, o vergieb!“ wiederholte sie laut schluchzend.

„Mascha! mein Engel, lege Dich nieder, beruhige Dich ..“

„Mich beruhigen?" antwortete sie aufspringend und wie wahnsinnig umherblickend. — „Nein, ich werde keine Ruhe mehr auf dieser Welt haben . . . Aus ist's mit meiner Ruhe, mit meinem Glück . . . Ich habe mich selbst zu Grunde gerichtet . . . ich elendes, verworfenes Weib . . . Kein Recht habe ich mehr in diesem Hause zu leben . . . Nehmt die Kinder, übergebt sie einem ehrlichen Weibe . . . O Mutter, Mutter! . . . Du hast sterbend nicht gedacht, was aus Deiner unglücklichen Tochter werden würde! . . ."

Lebell stand wie vom Blitz getroffen, bleich und zitternd bei diesen Worten. Die ganze bittre Wahrheit enthüllte sich ihm plötzlich und unerwartet, Thränen entstürzten seinen Augen. Als er aber bemerkte, daß Mascha wieder schwankte, vergaß er alles, eilte auf sie zu und reichte ihr seine Hand. Sie schüttelte mit dem Kopfe, wich ihm scheu aus und stürzte plötzlich wie todt zu Boden. Ihr Kopf schlug heftig gegen die Thürecke; Blut entstürzte stromweise ihrem Munde...

Die Fahrt nach der Stadt wurde ausgesetzt, der Wagen jedoch eiligst zum Arzt geschickt. Man brachte Mascha in's Bett, gegen Abend lag sie im heftigsten Nervenfieber. Die ganze Nacht durch saß Lebell an ihrem Lager und während der ganzen Nacht quälten sie unaufhörlich traurige Fieberphantasieen.

Neuntes Capitel.

Die Erklärung.

In derselben Nacht, gegen ein Uhr, kehrte Lukin nach Hause in seine Wohnung zurück. Er war irgendwo zu Pferde gewesen, sein Ritt mußte aber wohl vergeblich gewesen sein, denn er war übler Laune.

„Hat Jemand nach mir gefragt?" rief er seinem Diener zu, ergrimmt die Reitpeitsche auf den Tisch werfend.

„Der Lieutenant Kruglikow und der Prokurator waren heute Abend gegen zehn Uhr hier," antwortete der Diener, „dann noch der Diener der Generalin. Dieselbe hat sich erkundigen lassen, ob Sie zu Hause wären und befohlen, Ihnen einen Zettel abzugeben."

„Wo ist er?"

„Auf Ihrem Tisch, Gregor Alexejewitsch."

Lukin siegelte ihn los.

„Ich erwarte Sie morgen früh gegen zwölf. Kommen Sie unfehlbar, ich muß Sie durchaus sehen.

S. M."

„Soll ich die Theemaschine aufstellen?" fragte der Diener.

Lukin stand schweigend und in Gedanken versunken, am Tische, den Zettel betrachtend.

„Befehlen Sie, daß ich Ihnen Thee machen soll?“ fragte der Diener zum zweiten Mal.

Lukin blickte ihn zerstreut an.

„Die Theemaschine? Thee? Nein . . . wart . . . Lauf erst einmal zum Lieutenant Kruglikow . . . sieh nach, ob nicht Gäste bei ihm sind.“

Er ging im Zimmer auf und ab, und legte sich dann auf den Divan. Zehn Minuten später kam der Diener zurück und brachte die Antwort, daß wirklich Gäste beim Lieutenant seien.

„Wird gespielt?“

„Ja, Gregor Alexejewitsch.“

„Bringe mir andere Kleider, ich will mich umkleiden.“

Beim Lieutenant Kruglikow wurde hoch gespielt. Die Gesellschaft war nicht groß, aber lustig. Als Lukin kam, stand bereits das Abendessen auf dem Tisch. Ein lautes Bravorufen begrüßte seine Ankunft, doch schien er heute nicht zum Fröhlichsein aufgelegt. Das Abendessen war lärmend, weil wie gewöhnlich viel getrunken wurde. Nach demselben gings wieder an's Spiel, Lukin verlor gegen hundert Rubel und kehrte erst um fünf Uhr Morgens nach Hause zurück. Obgleich in der letzten Zeit sehr mit Arbeit überhäuft, verbrachte er doch die Nächte am Kartentisch. Ueberhaupt hatte er sich so verändert, daß er kaum zu erkennen war. Finster und mißmuthig, wie nie vorher, drückte ihn das Vorgefühl eines nahen unvermeidlichen Unglücks . . . Sobald es dunkel wurde, ritt er nach Sorokino, band sein Pferd irgendwo im Walde an, schlich dann heimlich

durch die Büsche, nach dem Abhang, welcher den Garten des Gutes begrenzte, kletterte über die hintere Gartenmauer, versteckte sich, in der Nähe des Pavillons, im dichten Gebüsch — und wartete. Meist war sein Warten vergebens; in diesem Falle kehrte er um zwölf, sein Schicksal verwünschend nach Hause zurück. Doch traf es sich auch, daß etwas weißes durch die Büsche schimmerte und nun — ein, zwei, dreimal an das Fenster des Pavillons geklopft wurde — dann kochte alles Blut in seinen Adern und er war glücklich wie nie. Doch auch dieses, gewaltsam dem Schicksal entrungene Glück ward ihm vergiftet. Er sah wie theuer es Marie Wassiliewna zu stehen kam. Seine stürmische Leidenschaft knickte die zarte Pflanze; ihre Thränen, die abgehärmten Wangen, die flehenden, kummervollen Blicke, die ihn stumm anklagten, sagten ihm deutlich, daß sein Glück nicht von Dauer sein würde. Ja, es gab Augenblicke, wo er bitter bereute, was er gethan. Was aber half's; konnte doch die Reue das Geschehene nicht ungeschehen machen!

Diese Zusammenkünfte waren überdies nicht ohne Gefahr. Es konnte ihm unterwegs Jemand begegnen, erkennen, errathen wo er hin reite. Hauptsächlich war es Sophiens Spioniersystem, welches er am meisten fürchtete. In Solsk wurde er überall von ihren besoldeten Aufpassern überwacht, die Wände schienen dort, wie man zu sagen pflegt, Ohren zu haben. In S** hatte sie sich noch nicht orientiren können und das beruhigte ihn vor der Hand, auch war die Hauptspionin, ihre Lieblingszofe Duniäschka, erst unlängst mit den Sachen angekommen, doch hatte sie bereits eine kleine Bekanntschaft in Sorokino angeknüpft. Diese abscheuliche Kreatur, wie er sie zu nennen beliebte, hatte einen

sehr feinen Spürsinn, und war ihrer Herrin wie ein Hund ergeben. Was hatte er nicht Alles versucht, sie zu bewegen, zu ihm überzugehen. Geld, Geschenke, ja selbst andere Mittel, die sonst jungen Leuten oft besser als sonst etwas helfen, Nichts war ihm gelungen! So war es dahin gekommen, daß er mit ihr in offene Feindschaft gerathen war, und daß sie, die ohnehin ein boshaftes tückisches Geschöpf war, sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, ihm überall nachzulauern. Nichts desto weniger hielt er es für nöthig, als er sie in S * * traf, ihr ein neues, theures Stück Mousselin zum Kleide zu schenken. Duniäschka nahm das Zeug, knixend und dankend zwar, doch aber, als ob es nicht anders sein könnte und zeigte es gleich ihrer Herrin.

„Ei sieh doch, Duniäschka, wie hübsch der Mousselin ist," sagte Sophie Ossipowna, „doch würde es sich noch viel hübscher machen, wenn unter demselben ein Kleid, etwa von Paille-Seide wäre. Hat nun Gregor Alexejewitsch Dir das eine geschenkt, so muß ich, damit doch Alles vollständig ist, Dir wohl das andere geben. Du magst mein gelbes Atlaskleid nehmen, das ich auf dem letzten Balle angehabt habe."

Die abscheuliche Kreatur, die übrigens ein nicht übelaussehendes Mädchen war, wurde feuerroth vor Freude, küßte heftig ihrer Herrin die Hand und versprach für sie durchs Feuer zu gehen. Die Folge dieses, zur rechten Zeit gemachten Geschenks war, daß sich bald eine vollständige Kommunikation zwischen Sorokino und der Stadt, durch die Hülfe eines Milchmädchens, organisirte, das jeden Tag Rahm und frische Butter vom Gute in das Gouverneurshaus brachte. So kam denn auch die Nachricht von Ma-

riens Erkrankung und daß der Doktor sie für bedenklich halte, gleich denselben Tag in die Stadt. Erst nachdem Sophie Ossipowna diesen traurigen Bericht erhalten hatte, schrieb sie Gregor Alexejewitsch den Zettel, den er, nach seiner Rückkehr in die Stadt, Abends erhalten hatte.

Am andern Morgen begab er sich um zehn Uhr zum Gouverneur — Fedor Leontjewitsch saß bereits seit sechs Uhr Morgens und arbeitete. Er stand gewöhnlich zur selben Zeit auf, wenn sein Sekretair Lukin sich erst schlafen legte.

„Nun, Väterchen, ich muß Ihnen sagen, ich bin meines Lebens nicht froh, daß wir beide hierher überführt sind!" hub er an, als er Lukin erblickte.

„Wie das, Excellenz?"

„Das ist ja hier ein hundertmal schlimmeres Chaos, als je in Solsk war! . . . Die Sache mit den Altgläubigen ist ja eine so dumme verwickelte Geschichte, daß ich nicht klug daraus werden kann. Nichts, nichts ist da herauszubringen . . . Da nehmen Sie, lesen Sie . . . Was da der Landrichter schreibt, bringen selbst die sieben griechischen Weisen nicht heraus! . . ."

„Nun, nun, den sieben Weisen möchte es freilich schwer fallen," sagte Lukin, die Sache obenhin durchblätternd.

„Ach ja! was ich sagen wollte . . . wie steht's denn mit dem Briefe an den Adelsmarschall, die Steuern betreffend?"

„Der ist fertig, die Sache ist besorgt."

„Gott sei Lob und Dank!" rief Fedor Leontjewitsch, sich bekreuzend, „ist mir doch das die ganze Nacht im Kopf herumgegangen . . . Kaum mache ich die Augen zu, so sehe ich die ganze Geschichte vor mir. Hol' die Steuern der Kukuk! Doch was haben Sie mir da noch gebracht? zeigen Sie."

Lukin nahm die Geschäftspapiere aus seinem Portefeuille und sie fingen an zu arbeiten.

Gegen zwölf öffnete sich die schwere Portière, welche des Generals Kabinet vom Nebenzimmer trennte und Duniäschkas Stumpfnäschen wurde sichtbar.

„Die Generalin läßt Gregor Alexejewitsch zu sich bitten," rief sie mit so lauter, gellender Stimme hinein, wie es sich kein einziger Beamte dem Gouverneur gegenüber erlaubt hätte.

„Gleich, gleich," antwortete Fedor Leontjewitsch ungeduldig. „Sag, nur, er werde gleich kommen!"

Die Zofe ging weg, kehrte aber bereits nach zehn Minuten zurück und wiederholte ihre Einladung noch einen halben Ton lauter: . . . „die Generalin ist ungehalten," hinzufügend.

„Nun, nun, er kommt schon. „Gehen Sie nur," fügte er gutmüthig hinzu, — „sonst werden wir beide Unannehmkeiten haben. Kommen Sie später noch einmal an, sonst werde ich allein nicht fertig."

Lukin grüßte und ging hinaus.

„Hast Du schon die traurige Nachricht gehört?" fragte ihn Sophie, die ihm im Gastzimmer entgegen kam.

„Nein, welche?" fragte Lukin.

Sie blickte ihn mißtrauisch und scharf an.

„Du hast nichts gehört?"

„Nein, nichts!"

„Die Cousine hat das Nervenfieber, sie ist sterbenskrank."

Wie vom Blitz getroffen stand er da; solchen Eindruck machten diese wenige Worte auf ihn. Unverständliche Worte nur stammelte er hervor. Sophie lief rasch von einer Thür

zur andern und blickte in das Nebenzimmer. Heftig athmend und mit zusammengekniffenen Zähnen trat sie dann auf ihn zu, es schien der Schlag, der ihn getroffen, habe auf sie seine Rückwirkung ausgeübt.

„Du scheinst betroffen!“ stammelte sie.

„Ja ... Du hast mich überrascht ... sehr,“ antwortete er, sich niederlassend und den Schweiß von seiner Stirn wischend, etwa wie ein Schlaftrunkener, den man ungestüm weckt.

„Wie bleich Du geworden bist!“

„Nein ... doch möglich. ... Um Gottes willen, Sophie, Du scherzest?“

„Was ist da zu scherzen, wenn Jemand im Sterben liegt. Une mère de famille, deux enfants. Das ist ein großes Unglück. Ich fahr' heute zu ihr.“

Lukin saß wie verloren. Sein Hut entfiel ihm, ohne daß er es merkte. Tiefe Reue und heftige Gewissensbisse quälten ihn. Seine Verstellungskunst, die ihn sonst nie verließ, war diesmal ganz vergessen; da fiel sein unstäter Blick plötzlich auf Sophie und er fühlte, es bedürfe einer übermenschlichen Anstrengung, sich nicht zu verrathen. Langsam hob er seinen Hut auf und fragte mit dumpfer Stimme:

„Wie hast Du das erfahren?“

„Das kann Dir gleich sein ... darum handelt sich's hier nicht, was aber merkwürdig ist, ist, daß Du nichts weißt, — Du bist ja doch gestern Abend bei ihnen gewesen?“

Lukin erbebte. „Ich? ... Nein; wo hast Du das nur wieder hergenommen?“

Ein krampfhaftes Zucken wurde in Sophien's Schultern sichtbar.

„Wie, nein? Wohin bist Du denn gestern geritten? ... Ich hatte nach Dir geschickt, und Du warst nicht zu Hause."

„Ich war nach Prilutsk geritten."

„Du lügst, Du bist in Sorokino gewesen."

Er fühlte sich ertappt, doch versuchte er noch einmal, sich mit seiner gewohnten Frechheit herauszureißen.

„Nun ja," sagte er, mühsam ein gezwungenes Lächeln erpressend, „wenn Du's denn weißt, ja, ich war dort, da ich aber hörte, daß Marie Wassiliewna unwohl sei, ohne zu wissen was ihr fehlt, so stieg ich nicht einmal vom Pferde, sondern kehrte zurück."

„Ah, bravo, Figaro! ... Das heißt schlau geantwortet. Nur schade, daß Du mir das nicht gleich geantwortet hast, ich hätte Dir's vielleicht geglaubt."

Er fühlte, daß es ihm heute zu viel werde und seine Kräfte überstieg; der Kopf ging ihm herum.

„Glaub's oder glaub's nicht, Sophie, wie Du willst," sagte er aufstehend. „Lebe wohl!"

Sophie sprang wuthentbrannt auf.

„Warte noch einen Augenblick, ich habe Dir noch etwas zu sagen."

„Nun, so sprich, aber rasch ... ich bin heute nicht wohl ... das Blut steigt mir zu Kopf."

„Du lügst!"

„Ich schwöre Dir auf Ehre!"

„Du lügst!" unterbrach sie ihn wieder, wüthend mit dem Fuß stampfend. „Was weißt Du von Ehre? ... Wo ist sie? Du hintergehst mich und das schon lange, Du niedriger, undankbarer Mensch! ..." (Heftige Thränen unterbrachen ihre Worte.) „Wie ich, hat Dich nie eine Andre geliebt,

und doch hast Du mich verrathen. Geh', Unwürdiger, solcher Liebe bist Du nicht werth! Du hast ja kein Herz! Jedem Weib bist Du bereit nachzulaufen, bereit, Jede zu lieben, und sie dann zu verlassen. — Bösewicht! Gesteh' mir gleich, gesteh'! Du hast Dich in Mascha verliebt! Ich weiß Alles ... Du hast Rendez-vous mit ihr im Garten gehabt, im Pavillon ... Du liebst sie, natürlich wie Du zu lieben verstehst, wie ein Teufel. Auf Deinem Gesichte steht's ja klar und deutlich geschrieben. Blick' in den Spiegel, sieh wie Du aussiehst!"

„Laß mich!" rief er, und suchte sich von ihr loszumachen.

„Nein bleib' und steh' mir Rede, oder willst Du, daß ich meinen Mann rufe und ihm Alles erzähle? .... Du hältst mich für schutzlos und glaubst, mich ungestraft beleidigen zu können? Nein, Gregor Alexejewitsch, ich gehöre nicht zu den geduldigen Weibern, die Alles über sich ergehen lassen und schweigen ... ich verstehe mich zu rächen! Das Maaß ist voll, zum Ueberlaufen! ..."

Sie ergriff sich beim Hals und riß wüthend ihr Tuch ab.

Lukin erschrak vor diesem Weibe.

„Sophie!" flehte er mit weicher Stimme, „Sophie! Komm zu Dir und hör' mich an. ... Ich bin schuldig, aber mehr ihr gegenüber, als gegen Dich! Dir habe ich nur eins verheimlicht, was ich seit Kurzem erst selbst erfahren, und was die Ursache alles anderen Unheils ist. — Ich habe es Dir nicht gesagt, weil ich fürchtete, es würde euch gegenseitig noch mehr erbittern. Marie Wassiliewna kennt unser ganzes Verhältniß ..."

Sophie erbebte. „Was?!" rief sie erschreckt, „wie ist das möglich?"

„Erinnerst Du Dich jenes Abends in der Laube, als Du sie so necktest, daß sie wegging und sagte, sie müsse zu den Kindern?“

„Ja wohl, aber weiter?“ ...

„Nun, sie ist eben nicht weggegangen. Sie hatte schon früher Verdacht und so hat sie uns behorcht; jenen Kuß, sie hat ihn gehört! ...“

Ein dunkles Roth ergoß sich über Sophien's Gesicht. Ihre Gedanken nahmen eine andere Richtung. ... Diesen Augenblick benutzte Lukin und fing an, sich zu rechtfertigen.

Die Aufgabe war schwierig, doch kannte er ja sie und ihre schwachen Seiten genau. Seine Zusammenkünfte mit Marie Wassiliewna wußte er ihr als ganz unschuldig und durch die Umstände erzwungen darzustellen, um jene sicherer dahin zu bringen, das Geheimniß, das sie entdeckt hatte, nicht zu verrathen. Er schwur ihr ferner, wie von Marie Wassiliewna's Seite nur Neugierde, vielleicht eine kleine Koketterie, etwas platonische Liebe und viel Schwärmerei im Spiel sei und ihre Zusammenkünfte zu nichts Ernsterem geführt hätten und nie zu etwas Ernsterem hätten führen können!

Sie hörte ihn aufmerksam an und glaubte ihm natürlich nicht ganz, während sie jedoch gern geglaubt hätte. Ihre Ueberzeugung, er verrathe sie, war jedoch wankend geworden, ihr Zorn legte sich. Sie weinte, ihre Augen mit dem Tuche bedeckend.

„Darum handelt's sich weiter nicht, Pan Gregor,“ sagte sie, „was ich fürchte, ist, daß Du sie liebst. Als ich von ihrer Krankheit anfing, wurdest Du bleich und verändertest Dich wie sonst nie ...“

„Wie sollte ich nicht? ... Kann ich denn die Ursache ihrer Krankheit wissen? Wenn nun Lebell etwas erfahren und ihr einen Auftritt gemacht hätte? Wäre ich nicht in dem Falle die Ursache ihres Todes? Mein Herz ist nicht von Stein, — sie jammert mich!"

„Sei ruhig. Zwar ist sie krank, sehr krank, doch nicht im Sterben. Das habe ich nur hinzugefügt um zu sehen, wie Du es aufnehmen würdest."

Trotz dieser Versicherung konnte Lukin jedoch nicht ruhig sein und kaum hatte er sich von Sophie losgemacht, als er, alle Geschäfte liegen lassend, sich rasch auf's Pferd warf und nach Sorokino eilte. Kaum bis zur Mühle gekommen, begegnete ihm Lebell in der Kalesche.

„Guten Tag, Paul Petrowitsch!" Eine kalte Verbeugung war die Antwort.

„Wie geht's Marie Wassiliewna?"

„Sie ist krank!"

„Man sagte mir, bedenklich."

„Ja, sie liegt im Fieber ... Nervenschwäche ... heute morgen ist's etwas besser, nur ist sie sehr schwach."

„Fahren Sie in die Stadt?"

„Ja, in die Stadt!"

Lukin wendete sein Pferd und ritt neben der Kalesche. Ihn frappirte der Blick seines Freundes, dessen Kälte gegen ihn. Das Vorgefühl irgend eines Unheils schlich sich in sein Herz. Er ritt schweigend einher, nur hin und wieder irgend eine Frage an Lebell richtend; — die Antworten waren einsylbig.

In der Stadt, am Markte, wollte Lukin links abbiegen.

„Sind Sie augenblicklich beschäftigt?" fragte ihn Lebell.

„Nein; ich bin beim Procurator zu Tisch gebeten, doch ist es noch zu früh, und wenn Sie etwas zu befehlen haben?“ ...

„Werden Sie nicht auf ein Viertelstündchen zu mir kommen? Ich habe mit Ihnen zu reden.“

„Mit Vergnügen.“

Einen Augenblick später waren sie in Lebell's Stadtwohnung.

„Bleib' im Vorzimmer,“ sagte Lebell seinem Diener, „und wenn Jemand nach mir fragen sollte, so sage, ich sei nicht zu Hause, sei zum Doctor gegangen.“

Damit machte er das Vorzimmer zu und führte Lukin durch das Gastzimmer in sein Cabinet.

„Gregor Alexejewitsch!“ sagte er, auf einen Stuhl zeigend, „ich habe da unlängst eine Sache erfahren, wo es mir leid thut, sie nicht früher gekannt zu haben. Sie waren mit meiner Frau, vor unserer Verheirathung, bereits in Rutschi bekannt?“

Lukin war's, als ob ein Strom eiskalten Wassers plötzlich über ihn ergossen würde.

Er blickte den Sprechenden starr an, wie um zu sehen, wie weit sich sein Wissen erstreckte und erröthete leicht. Weiter jedoch, zumal nach der Scene von heute morgen mit Sophie, ging seine Verlegenheit nicht; er war jetzt aufs ärgste gefaßt.

„Ja,“ antwortete er zögernd. — „Wir waren ein wenig bekannt.“

„Sonderbar, daß Sie mir kein Wort davon gesagt haben.“

Lukin schwieg.

„Würden Sie mir nicht vielleicht erklären, was von meiner oder von Ihrer Seite Sie veranlaßte, so wenig offen zu sein?"

„Ich vermuthete, Marie Wassiliewna habe Ihnen davon gesprochen; ich schrieb diesem Punkte keine besondere Wichtigkeit zu, um ihn zu wiederholen," antwortete Lukin, der erst wissen wollte, ob Lebell seinen wahren Namen kenne.

„Sie spassen!"

„Nicht im geringsten."

„Gehen Sie, seien Sie aufrichtiger. Sie wissen recht gut, daß meine Frau mir das vor Ihrer Ankunft in Sorokino nicht gut sagen konnte, und warum, ist Ihnen auch bekannt."

„Und Ihnen, wie ich sehe, auch."

„Ja, und mir auch."

„Wenn Sie meine Verhältnisse kennen, so müssen Sie ja wohl begreifen, warum ich weder Ihnen, noch sonst Jemand dieselben mitzutheilen mich beeilte."

Lebell war durch diese Antwort in Verlegenheit gesetzt.

„Wer da Aufrichtigkeit verlangt, fuhr Lukin fort, muß meiner Ansicht nach selbst mit gutem Beispiel vorangehen. Da Sie doch hoffentlich nicht als Untersuchungsrichter zu mir gekommen sind, so erwarte ich von Ihnen, daß Sie anfangen. Seien Sie so gut mir zu erklären, was Sie von mir wollen und zu welchem Zweck Sie mir dieses Verhör machen?"

Lebell zuckte die Schultern, die Frechheit und Sicherheit dieses Menschen setzte ihn mehr und mehr in Erstaunen.

„Hören Sie," sagte er, „unter uns giebt es Dinge, büer die ich lieber garnicht reden möchte, — wenn es möglich

wäre, sie zu umgehen . . . Was geht es mich an, wer Sie sind oder nicht sind; ganz richtig haben Sie bemerkt, ich bin kein Untersuchungsrichter, und wenn Sie sich mir selbst nicht in den Weg gestellt hätten, so würde mir es nie eingefallen sein, Ihnen nachzuforschen. Doch wissen Sie recht gut, wer von uns zuerst die Hand gegen den Andern aufgehoben hat. Sie, Sie haben das gethan. Sie haben mein Zutrauen mißbraucht. Sie sind schuld an der Krankheit, vielleicht am Tode meines Weibes . . . Sie haben ihr gewaltsam Ihr verbrecherisches Geheimniß aufgebürdet, sie dem Manne entfremdet . . . und nun fragen Sie noch, was ich von Ihnen will?"

„Vorsichtiger, Paul Petrowitsch!" fuhr Lukin heftig auf. Sie vergessen, daß Sie Kläger und nicht Richter sind, also auch nicht über meine Handlungen abzuurtheilen haben."

„Nun, so sprechen Sie selbst Ihr Urtheil, denn das, begreifen Sie wohl, ist eine Sache, die man vor Gericht nicht abhandelt."

„Ich bin bereit, Ihnen jedwede Genugthuung zu geben."

„Das soll heißen, Sie sind bereit, sich mit mir zu schießen, nicht wahr?"

„Wann Sie befehlen." —

„Recht so! eine solche Antwort hatte ich von Ihnen erwartet. Wer sich nicht scheut, ein eheliches Weib zur Untreue zu verleiten, dem wird es auch eine Kleinigkeit sein, den Mann niederzuschießen, oder auch sich meinetwegen niederschießen zu lassen. Nein, Gregor Alexejewitsch, das sind Thorheiten, die man allenfalls in seiner Jugend macht. Das ist es nicht, was ich von Ihnen will."

„Und was wollen Sie denn von mir?"

„Ich will vor Allem, daß Sie Ihre Schuld gestehen,

daß Sie erklären, wie unverantwortlich schlecht Sie gehandelt haben."

„Sie scheinen mir eine Predigt halten zu wollen?" bemerkte Lukin mit höhnisch verzogenen Lippen. Lebell fuhr heftig auf, und blickte ihn feindselig an . . . „Uebrigens bin ich bereit die Wahrheit zu sagen," fuhr Lukin fort, „ich fühle wirklich, wie schwer ich mich vergangen habe, aber nicht gegen Sie; nein gegen sie; ihr gegenüber haben auch Sie sich vergangen!"

„Ich?" fragte Lebell, ihn erstaunt anblickend.

„Ja, eben Sie! Sie haben sie geheirathet, als sie noch ein Kind war, haben sechs Jahre mit ihr gelebt, mit ihr zwei Kinder gezeugt . . . und haben nicht verstanden, sie glücklich zu machen, was allein den Zustand der Leibeigenschaft hätte entschuldigen können, in dem Sie sie gehalten haben!"

„Genug," antwortete Lebell, die Augenbrauen zusammenziehend, „Sie erlauben sich über Sachen zu urtheilen, die Sie nicht verstehen. Das Wort Familienglück und Treue hat für Sie keinen Sinn, ist für Sie nur ein leerer Schall. Seit ich Sie kenne, haben Sie sich stets nur im Schmutz herumgewälzt; was Sie berührten, verunreinigt, besudelt. Haben Sie wohl eine von all den Frauen, mit denen Sie in Verbindung standen, glücklich gemacht?"

„Aber Sie?" fragte Lukin spöttisch.

Beide schwiegen.

„Auf die Art," fuhr Lukin fort, „sehe ich wohl, kommen wir nicht vom Fleck. Setzen wir also den Fall, ich sei Schuld, was weiter?"

„In diesem Falle ist es Ihre Pflicht, Ihre Schuld, so viel in Ihren Kräften steht, wieder gut zu machen, und

ich ersuche Sie demzufolge, unser Haus ferner nicht zu besuchen und sonst jede Gelegenheit zu meiden, Marie Wassiliewna zu sehen."

Lukin antwortete nicht sogleich. Er suchte in Gedanken einen Ausweg, doch fand er augenblicklich keinen und so antwortete er:

„Gesetzt, ich nähme dies Verlangen an; — kann ich denn aber vermeiden, Marie Wassiliewna in Gesellschaft oder sonst wo zu treffen?"

„Hören Sie," unterbrach ihn Lebell. „Wenn Sie nur im Geringsten noch für sie fühlen und Ihnen ihre Ruhe irgend heilig ist, so müssen Sie ihr das Opfer bringen; Sie müssen fort von hier!"

Heftig schlug Lukins Herz in seiner Brust bei diesen Worten, er ergriff seinen Kopf mit beiden Händen und saß lange schweigend, ohne ein Wort zu sprechen.

So stand er denn wieder an einem entscheidenden Wendepunkte seines Lebens, und sein Gedächtniß rief ihm so manchen andern zurück, den er überstanden hatte. Er gedachte seines Abschieds in Rutschi, seines letzten Gesprächs mit Barkow, in Folge dessen er die Wechsel unterschrieben hatte; endlich jenes Plätzchens im Gebüsch an der Brücke unweit der großen Landstraße, des herumgeworfenen Gepäcks auf derselben, des Leichnams Alexejews im Grase. —

Sein ganzes vergangenes Leben ging flüchtig wie ein Schattenbild im Geiste an ihm vorüber. Eine endlose Reihe Verluste und Opfer; aus allen Erlebnissen war er immer arm und verlassen hervorgegangen und hatte alles verloren, was den Menschen ans Dasein fesselt! Damals nur war sein Geist jung und elastisch, er besaß Lebensmuth und die

Zukunft zeigte sich ihm in lockender Gestalt . . . Wie sah es aber jetzt in seinem Herzen aus? Sollte er wieder alles fortwerfen und auf's neue anfangen? . . . Nein, das Leben ekelte ihn an, genug des Zigeunerlebens! Genug des Abschiednehmens und des Wiederanknüpfens neuer Bekanntschaften! Wenn es jetzt hieße: Biegen oder brechen; nun denn lieber brechen! . . . Was etwa noch im Leben seiner warten könne, war ja nicht der Mühe und Plackerei werth . . . Anderseits war er jetzt kein unerfahrener Bursche mehr, dem man mit der Justiz drohen konnte, er kannte alle Kniffe der Juristerei, war die rechte Hand des Gouverneurs, der ohne ihn eine Null! Man sollte nur versuchen ihn anzugreifen! Da flüsterte ihm aber das Gewissen etwas anders zu: „es handelte sich ja um Mascha's Ruhe, um ihr Wohl! . . . Ei was, Redensarten und weiter nichts! Man hatte sie sicher gezwungen einzuwilligen . . . Wenn es nun aber doch wahr wäre? Wenn sie es nun selbst verlangte, wie dann? . . . Ihr würde er es nicht verweigern können, ihr würde er gehorchen und sich aufs Neue in den Strom des Lebens stürzen; doch handelte es sich jetzt darum, hierüber Gewißheit zu erlangen, von ihr selbst wollte und mußte er es hören . . .

Er blickte auf. Lebell ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab.

„Wenn Marie Wassiliewna es von mir verlangt, gut, so reise ich weg von hier."

„Ja, sie verlangt es," sagte Lebell.

„Ihr Wort ist mir nicht genug; ich muß sie noch einmal sehen und es von ihr selbst hören."

Lebell zuckte die Achseln.

„Was Sie verlangen, ist unmöglich," antwortete er.

„Hunderte von Gründen, die hier aufzuzählen, überflüssig wären, machen ein solches Verlangen unmöglich, nie kann ich meine Einwilligung zu demselben geben. Sie werden sich begnügen müssen, mir zu glauben."

„Und wenn ich Ihnen nun nicht glaube? . . ."

„Sie haben kein Recht, mir nicht zu glauben."

„Recht oder nicht, ich glaube Ihnen nicht."

„Das heißt also mit andern Worten, Sie weigern sich, S. zu verlassen?"

„Ich habe es gesagt."

„Und Ihre Entschuldigung ist unwiderruflich — oder wollen Sie vielleicht dieselbe noch überlegen?"

„Ich bin kein Kind. Ehe ich gesprochen, habe ich überlegt."

„Ueberlegen Sie noch einmal reiflich, ich rathe es Ihnen, Ihre Weigerung möchte schlimme Folgen nach sich ziehen."

„Und welche?"

„Das ist mein Geheimniß, welches ich nicht verbunden bin, mitzutheilen. Es ist hinlänglich, daß ich Sie gewarnt habe."

Lukin schwieg.

„Er weiß Alles!" dachte er, „das leidet keinen Zweifel. Wie aber hat er es erfahren? das ist eine Frage, von welcher viel abhängt. Sollte er Mascha ausgefragt und sie ihm Alles haarklein erzählt haben? . . . O nein! das ist unmöglich."

Da fiel ihm plötzlich ein, daß ja der alte Ussow jetzt Verwalter auf Lebell's Gut war und ihm fing an, ein Licht aufzugehen. Nicht der geringste Verdacht gegen Mat=

juschkin und dessen Schwatzhaftigkeit kam ihm in den Sinn. Er biß die Zähne wüthend zusammen, aber schwieg.

„Die Sache muß ein Ende haben,“ fuhr Lebell fort, „merken Sie auf, was ich Ihnen sage. Ich gebe Ihnen zwei Wochen Frist. Wenn im Verlauf dieser Zeit Sie Ihren Entschluß nicht ändern, und es mir nicht wissen lassen, oder auch nur eine Gelegenheit suchen, Marie Wassiliewna zu sehen, so werde ich mich berechtigt halten, ohne weitere Schonung zu handeln, wie es mir den Umständen gemäß scheint.“

„Sie haben geendigt?‘

„Ja!“

„Gut, so hören Sie denn auch mich an. Sie drohen mir und ich weiß womit. Hindern kann ich Sie nicht an der Erfüllung Ihrer Drohung; . . . wenn Sie aber etwa glauben, daß ich schutzlos sei, so irren Sie sich gewaltig. Es wird Ihnen nicht gelingen, mich mit einem Schlage zu Boden zu werfen und zu vernichten, dazu stehe ich auch auf zu festen Füßen; ehe Sie aber zum zweiten Schlage ausholen, das sage ich Ihnen, und gebe Ihnen mein Wort darauf, zermalme ich Sie und halte so mit Ihnen Abrechnung. Leben Sie wohl!“

In schwerer Sorge blieb Lebell allein zurück. Zur Lösung solch einer Aufgabe war er nicht geschaffen. Sein Leben war, so lange er denken konnte, ruhig und friedlich verflossen, alles, kleine Unannehmlichkeiten abgerechnet, ihm stets nach Wunsch gegangen. Das Glück hatte ihn wie seinen Liebling verwöhnt — und jetzt mit einem Male war das Unglück über ihn hereingebrochen. Er fühlte sich empört und beleidigt, wie nie vorher. Ein hergelaufener Aben-

teurer, ein Fälscher und Betrüger, hatte sich in sein Vertrauen eingeschlichen, war in seine Familie, in sein Heiligthum eingedrungen und wagte es frech, von ihm, dem Manne Rechenschaft über das eheliche Glück seines Weibes zu fordern. Und in seine eignen Mauern war der Verrath gedrungen. Mascha, welche sein volles Vertrauen genossen, hatte ihn hintergangen. Und wie lange schon! Schon als er um sie anhielt, hatte sie diesen Lukin geliebt! ... Seine Wahrheitsliebe jedoch flüsterte ihm anderseits zu, wie er kein Recht habe, ihr darüber Vorwürfe zu machen, wie nicht Verstellungskunst, sondern Scham und Schüchternheit die wahre Ursache ihres Schweigens gewesen sei. Sie hielt ja ihre erste Liebe für todt, und suchte sie zu vergessen. Die Liebe gegen den Todtgeglaubten wollte sie ja auf den Lebenden, dem sie ja Alles verdankte, übertragen und gewiß, sie liebte ihn, das wagte er zu behaupten. Tiefes Mitleid für die arme Unglückliche unterdrückte Alles in ihm. Nur vergessen konnte er nicht, wenn er auch bereit war, ihr zu vergeben. Doch vorher mußte er sicher sein, daß seine und ihre Ruhe in Zukunft nicht mehr gestört würde. — Zwischen ihm und seinem Weibe stand aber noch jener verzweifelte Mensch mit dem unheilsvollen, hämischen Lächeln auf den Lippen, jener freche, gewandte Teufel, der ihm mit schrecklicher Wiedervergeltung gedroht hatte, wenn er es wagte, sich an ihm zu rächen.

Der mußte unschädlich gemacht werden. Aber dazu bedurfte es Vorsicht ... Wenn er dem Gouverneur eine Denunciation schriebe? ... Pfui! das wäre schmutzig. Er, der gewesene Gardeofficier, war kein Gensd'arme, kein Polizeibeamter. — Sollte er etwa Ussow kommen lassen? — Auch das ging

nicht. Ussow war Lukin wie ein Hund ergeben, den überredete er nicht gegen ihn auszusagen, auch schickte sich das wieder nicht für ihn . . . Was endlich Sophie betraf, so kostete es ihm nur ein Wort, sie zu seiner Bundesgenossin und erbitterten Feindin Lukins zu machen. Er brauchte ihr nur mitzutheilen, daß sie betrogen werde und für wen? . . . doch, nein, daran war nicht zu denken; es gibt Grenzen, welche ein Mann, der sich selbst achtet, nicht überschreiten darf. Dazu gehörte eine eherne Stirne. — Und Lukin wußte das Alles ebenso gut, als er, hatte alle diese Chancen gleich schlau berechnet. Nicht umsonst war seine Weigerung, das Feld zu räumen, so entschieden!

Lange und angestrengt brütete Lebell über diese Sache nach. Alle Zeit, die ihm die Sorge um seine kranke Frau ließ, war der Lösung dieser Aufgabe gewidmet. Unterdessen verstrich Tag auf Tag, und der seinem Gegner gesetzte Termin rückte heran. Eine Antwort von diesem kam nicht, er erwartete auch keine. In zwei Wochen war er mit seinem Angriffsplan noch immer nicht im Reinen. Endlich, nachdem er bereits mehrere Bogen beschrieben und immer wieder zerrissen hatte, kam folgender Brief zu Stande:

Geehrter Herr!

Dmitri Jegorowitsch Barkow.

„Als ich seiner Zeit im Pskowschen Gouvernement im Toropetzschen Kreise auf meinem Gute Troitzko lebte, welches unweit Ihres Gutes Schgutow liegt, vernahm ich nicht selten die Erzählung des schrecklichen Todes Ihres Verwandten Gregor Alexejewitsch Lukin. Wenn Sie, woran ich nicht zweifle, lebhaft Antheil an dem Schicksal dieses jungen

Mannes nehmen, so wird es Ihnen natürlich herzlich lieb sein zu vernehmen, daß das Gerücht hinsichtlich seines Todes ein durchaus falsches war. Wie sich ein solches verbreitet hat, darüber kann ich Ihnen natürlich keinen Bericht erstatten; das weiß ich aber gewiß, daß Gregor Alexejewitsch Lukin, den die Welt für todt hält, sich einer guten Gesundheit erfreut und unter dem Namen Alexejew hier in unserer Gouvernementsstadt S** lebt.

Er befindet sich als Beamter für besondere Aufträge der Person unseres Gouverneurs des General-Lieutenants Fedor Leontjewitsch Maewsky zugetheilt und lebt sehr anständig. Ihn zu fragen, aus welchem Grunde er seinen Namen verändert hat, dazu hielt ich mich nicht befugt, obgleich ich mit ihm bekannt bin. Verschiedene Umstände bringen mich auf verschiedene Vermuthungen, daß er eben dieser seiner Namensveränderung wegen in ziemlich großer Gefahr ist, die sich möglicher Weise von ihm ablenken ließe, wenn die Hand irgend eines Freundes oder Verwandten, der mehr Recht auf sein Zutrauen hätte, sich seiner annähme und ihm mit Rath und That beistände.

Aus Pflichtrücksicht gegen einen Gutsnachbarn hielt ich es nicht für überflüssig, Ihnen, geehrter Herr, diese Kunde mitzutheilen, die so nahe Ihr Familieninteresse betrifft. Wenn die Theilnahme an dem Schicksal Ihres Verwandten Sie bewegen könnte, etwas zu dessen Gunsten zu unternehmen, so ist der Zweck meines Briefes vollkommen erreicht und ich erkläre mich im Voraus bereit, auch meinerseits, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln, Ihnen darin zur Hand zu gehen; da ich ihm jedoch nur eine Nebenperson bin, so wünschte ich, daß meine Theilnahme bei Ordnung seiner Angelegenheit

von Ihnen gegen Jedermann als tiefstes Geheimniß bewahrt würde. Mit aufrichtigster Hochachtung u. s. w.

Nachdem Lebell seinen Brief mehrere Male durchgelesen hatte, verschloß er ihn vor der Hand in seinen Schreibtisch, da er mit sich noch nicht einig war, ob diese grausame Maßregel wirklich nothwendig sei. Er fürchtete, die Sache möchte eine Wendung nehmen, die sie von ihm als eine fruchtlose Rache erscheinen lasse. Marie Wassiliewna lag nämlich gerade zu derselben Zeit schwer krank darnieder. Ein heftiges Nervenfieber mit seinen beunruhigenden Symptomen und Krämpfen hatte sie zwei Wochen lang schwer darnieder geworfen, und die Arme schwebte am Rande des Grabes. Ihr Leben hing an einem Haare. Ein Priester wurde gerufen und ihr das Abendmahl gereicht; es trat wieder Besserung ein, und am folgenden Tage fühlte sie sich ruhiger. Zum ersten Mal nach langer Zeit fiel sie in einen tiefen, langen Schlaf; als sie erwachte, erkannte sie wieder die sie Umgebenden.

Lebell wartete noch einen Tag. Der Lukin gesetzte Termin war längst verstrichen; keine Antwort erfolgte. Nach dem Ausspruche des Arztes würde Marie Wassiliewna nach einer Woche schon aufstehen können. Keine Zeit durfte mehr verloren werden; kein Grund zu einer längeren Zögerung war vorhanden. Er versiegelte den Brief und trug ihn selbst auf die Post.

Zehntes Capitel.

Die Abrechnung.

Ende August saß Lebell im Kabinet seiner Stadtwohnung in S. und vor ihm im Lehnstuhl eine stattliche, volle Figur mit wohlgepflegtem Backenbarte und kleinen schlauen, blaugrauen Augen. Es war unser alter Bekannter, der Collegienrath Dmitri Jegorowitsch Barkow, Gutsbesitzer im Riäsanschen und Pskowschen Gouvernement, Herr zweier Dörfer mit dreihundert Seelen.

Seit wir ihn in Schgutow aus den Augen verloren haben, hatte er bedeutend an Umfang zugenommen, doch war er noch eben so sorgfältig und sauber gekleidet wie vormals. Ein brauner moderner Reitrock mit gelben Knöpfen, lakirte Stiefeln, eine hellblaue Halsbinde mit Brillantnadel und fest anschließende neue Glaceehandschuhe, alles das, wie besonders sein klebrigsüßes Benehmen, kontrastirte bedeutend mit Lebell's puritanisch kaltem Wesen und aristokratischen Manieren.

Sie sahen sich heute zum ersten Mal. Gleich nach seiner Ankunft in S. hatte Barkow an Lebell geschrieben und ihn um Erlaubniß gebeten, ihm in Sorokino seine Aufwartung machen zu dürfen, um ihm persönlich seinen Dank für die

ihm gemachte Mittheilung abzustatten. Statt einer Antwort war Lebell selbst in die Stadt gekommen und hatte ihn zu sich in seine Wohnung bitten lassen. Ihre Zusammenkunft war jedoch nur von kurzer Dauer. Lebell fühlte gleich einen so unüberwindlichen Widerwillen gegen seinen neuen Bekannten, daß er in Verlegenheit war und nicht wußte, wie er sich nur von dieser liebenswürdigen Persönlichkeit wieder losmachen sollte; doch war das keine so leichte Sache, da derselbe klebrig wie Honig war. Wider Wunsch und Willen mußte er anhören, welcher Art eigentlich der Antheil war, den Barkow an seinem verlorenen Verwandten nehme.

„Ich, Paul Petrowitsch," fügte er seiner Erzählung bei, „wünsche nichts ohne Ihre Erlaubniß zu unternehmen und ersuche Sie ergebenst, ebenso unparteiisch zu sein, als Sie gut sind. Sehr wohl begreife ich, wie unangenehm es Ihnen sein muß, statt des Dienstes, den Sie Gregor Alexejewitsch zu leisten glaubten, indem Sie seine bedrängte Lage einem nahen Verwandten mitzutheilen meinten, auf einen Gläubiger zu stoßen, der nur in sehr zweifelhaftem Verwandtschaftsverhältniß zu demselben steht. Von ganzem Herzen bedauere ich, mich in der unangenehmen Nothwendigkeit zu befinden, so schlecht für Ihre Freundlichkeit danken zu müssen. Seien Sie jedoch gerecht, stellen Sie sich in meine Lage; sagen Sie mir, was würden Sie wohl thun, wenn Sie an meiner Stelle wären? . . . Stellen Sie sich gefälligst vor, daß wenn Sie, statt Ihrer reichen Güter nur eben nothdürftig zu leben hätten, und wenn der größte Theil Ihrer Einnahme von der pünktlichen Zahlung alter Familienschulden abhinge, und wenn nun diese Hoffnung durch den niedrigsten Betrug auf die allerabscheulichste Weise zu nichte gemacht wäre . . .

Sagen Sie mir, was Sie nun thun würden, wenn, gegen alle Erwartung, Sie Ihren Schuldner wiederfänden, nicht etwa selbst in gedrängten Umständen, nein, in der besten, befriedigendsten Lage? . . ."

Lebell zuckte die Achsel, der Mensch ekelte ihn an.

„Hören Sie," antwortete er, ich habe nicht die Absicht, Ihre Rechte im Geringsten zu bestreiten. Machen Sie sie geltend, wie und wo Sie wollen, aber verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen dabei helfe. — Was mich betrifft, so muß ich nur eins bedauern — daß ich nicht im Stande bin, Ihnen hindernd entgegenzutreten. Lassen Sie also mich ganz aus dem Spiele. Ich mag nichts weiter von der Sache wissen."

Barkow ward verlegen, er fing von Neuem an, sich zu entschuldigen.

„Thun Sie mir den Gefallen," antwortete Lebell kalt, „hören Sie doch auf. Wozu alle diese Entschuldigungen? Sie sind ja nicht verpflichtet, mir Rechenschaft abzulegen."

„Ach! Paul Petrowitsch," hub Barkow wieder an, „Sie glauben nicht, wie es mich betrübt, ohne irgend eine Ursache von meiner Seite mir Ihre Unzufriedenheit zugezogen zu haben. Was gäbe ich nicht darum, daß Sie mir nur nicht zürnten! . . . Sagen Sie, was kann ich thun? . . . "

„Thun Sie, was Ihnen beliebt."

„Ach, ich spreche ja nicht von ihm, Paul Petrowitsch. Ich möchte gern etwas finden, worin ich mich Ihnen gefällig erweisen könnte."

„Wohlan, sagen Sie, haben Sie den Brief bei sich, den ich Ihnen geschrieben habe?"

„Hier ist er, Paul Petrowitsch."

„Erlauben Sie mir, ihn zurückzunehmen?"

„Mit Vergnügen.“

„Ich danke Ihnen ergebenst,“ sagte Lebell, indem er den Brief nahm, ihn zerriß und aufstand. Barkow begriff, daß man ihn verabschiedete. Er erhob sich, verbeugte sich tief und ging hinaus.

Während nun so drohende Wetterwolken sich über Lukin's Haupt zusammenzogen, hatte dieser ohne Zweifel vollauf Zeit gehabt, seine Lage zu überdenken. Seine ganze Aufgabe bestand für ihn jetzt nur darin, ein Mittel zu finden, Marie Wassiliewna zu sehen und ihren Willen zu erfahren. Wenn es ihm gelungen war, wie er fürchtete, sie dahin zu bringen, ihre Verbindung zu bereuen, nun, dann hatte er nichts mehr in S. zu thun.

Lächerlich wäre es ja dann, abzuwarten, bis irgend ein Schurke ihn beim Gensd'armen-Oberst denunzirte. Angenommen auch, daß der Gouverneur, der ja ohne ihn nicht sein könne, ihn gewiß halten und schützen würde, war es dann aber noch der Mühe werth, sich dem auszusetzen? . . . . Zehn Werst nur von ihr leben und sie hinschwinden zu sehen, ohne ihr nur die Hand reichen zu dürfen? Dieser Gedanke allein würde ihm S. auf ewig verleiden und ihn forttreiben.

Wenn er sie aber sehen könnte und erführe, daß sie nicht in eine Trennung willige . . . . nun dann fühlte er noch Energie genug in sich, sein Anrecht auf dieses Glück gegen die ganze Welt zu verfechten; keinen Schritt würde er dann weichen.

Jeden Tag erkundigte er sich beim Arzt nach ihrer Gesundheit. Die Nachrichten, die er anfangs erhielt, brachten ihn fast zur Verzweiflung. Jeden Augenblick erwartete er die Kunde ihres Todes zu hören, die Zähne bitterer Reue nagten an seinem Herzen. Sein Gewissen flüsterte ihm zu,

daß er ihr Mörder sei, daß er das einzige Wesen, das ihm mit ganzer Seele ergeben gewesen war, unglücklich gemacht und zu Grunde gerichtet habe.

Da erfuhr er eines Morgens, daß die größte Gefahr vorüber, und daß man Hoffnung auf Wiedergenesung fassen könne — ein Stein fiel ihm vom Herzen. — Dann hieß es: „wenn nicht irgend ein unverhoffter Rückfall eintrete, so sei sie gerettet.“ — Nun war sein Plan im Kopfe fertig. Er war entschlossen, alles auf eine Karte zu setzen: er wollte abwarten, bis Lebell einmal zur Stadt komme und in seiner Abwesenheit gerade und offen zu ihr gehen. Einige Worte mußten dann sein Schicksal entscheiden. ... Jetzt wartete er nur, daß der Arzt sagen werde, Marie Wassiliewna sei ganz wieder wohl.

Unterdessen verstrich die Zeit; der ihm von Lebell gesetzte Termin war längst vorüber, und die Gewitterwolke, die über seinem Haupte hing, senkte sich tiefer und tiefer herab. ... Längst schon wäre es Zeit gewesen, Vorkehrungen zu treffen, seinen Rückzug zu sichern, im Fall er S. verlassen mußte, aber Tag auf Tag entrann und eine Antwort, wie er sie vom Arzte erwartete, war immer noch nicht erfolgt. Bald hieß es: sie sei noch sehr schwach, bald waren ihre Nerven noch sehr angegriffen, dann hatte sie wieder einen Bluthusten gehabt, heute eine schlaflose Nacht verbracht u. s. w. Alles das hielt ihn zurück, er fürchtete, ihr eine neue zu starke Aufregung zu verursachen. Mit Sophie Ossipowna war er auf etwas gespanntem Fuße. Sie traute ihm noch immer nicht so recht wieder, ließ ihn nach wie vor überwachen und suchte ihn zu fangen, doch war er auf keiner Unvorsichtigkeit zu ertappen.

Dieses eifersüchtige Ausforschen wurde ihm von Tag zu Tag lästiger und er fing an, sie seltener zu besuchen. Oft saß er stundenlang allein in seiner Wohnung am Fenster, eine Cigarre nach der andern rauchend, oder ritt ziellos wild umher, die Nächte meist am Kartentisch verbringend. Das Vorgefühl eines Unglücks lag wie Blei in seinen Gliedern; er magerte zusehends ab, sein Gesicht wurde fahl und gelb.

So kehrte er einst aus dem Klub nach Hause zurück. Es war ein trübes, nebeliges Herbstwetter, ein feiner Staubregen machte, daß fast keine Seele auf der Straße zu sehen war. Schon ganz in der Nähe seines Hausthores wollte er gerade in die kleine Hofpforte, die zu seiner Wohnung führte, eintreten, als er seinen Namen mehrere Male hinter sich rufen hörte. . . .

„Gregor Alexejewitsch! Gregor Alexejewitsch!"

Die Stimme war ihm unbekannt. Er wendete sich um. Ein ziemlich voller Herr, in wasserdichtem Paletot mit aufgehobenem Kragen und einer Ledermütze suchte ihn in einer Droschke einzuholen. Das Gesicht, so viel er's sehen konnte, erinnerte ihn an nichts.

Die Droschke hielt an. Der dicke Herr bezahlte den Fuhrmann und trat hinter ihm in die Pforte.

„Gregor Alexejewitsch! Sie kennen mich wohl nicht mehr?" Da erst wurde ihm klar, wen er vor sich hatte. Es überlief ihn brühheiß. . . . Er erkannte Barkow.

„Das ist ein merkwürdiger Zufall!" rief dieser aus. „Sagen Sie, ums Himmels willen, durch welches Wunder ich Sie sehe? Wir hielten Sie ja alle für todt! Stand es doch selbst in unserer offiziellen Gouvernementszeitung."

„Sie irren sich", antwortete Lukin kalt, ihm fest und gerade ins Gesicht blickend.

„Sie haben mich wohl nur vergessen," fuhr jener lächelnd fort, — „ich aber erinnere mich Ihrer vortrefflich. ... Ich bin ja Ihr Verwandter Barkow, Dmitri Barkow, der Neffe Ihres seligen Vaters."

Einen Augenblick noch schwankte Lukin unentschlossen.

„Wie zum Kukuk kommt der hierher?" dachte er, dann aber wurde ihm plötzlich alles klar. Ein bodenloser Abgrund öffnete sich vor seinen Füßen und drohte ihn zu verschlingen. Er errieth, wer ihm diese Falle bereitet hatte. Ferneres Läugnen schien hier überflüssig; sie waren allein auf dem Hofe.

„Was wollen Sie von mir?" fragte er, die Stirn runzelnd.

Barkow's Gesicht verzog sich zu einer süßlichen Grimasse. „Gregor Alexejewitsch! Was fehlt Ihnen? ... Sind Sie mir denn noch immer böse? ... Ich hoffte, das Alte wäre längst vergessen. Mich freut es von Herzen, Sie wieder zu sehen. ... Ein glücklicher Zufall. Ich bin erst gestern in Geschäften hier angekommen. ..."

„Noch einmal frage ich, was wollen Sie?" unterbrach ihn Lukin, bleich vor innerlicher Wuth.

„Die Sache hat keine Eile, Gregor Alexejewitsch, wenn Sie jedoch vielleicht selbst jetzt von Geschäften mit mir reden wollten, so bin ich mit Vergnügen bereit. ... Das ist gewiß Ihre Wohnung? ... Erlauben Sie einen Augenblick einzutreten."

„Wo eintreten? Ach du ...!" Lukin fügte ein kräftiges russisches Schimpfwort hinzu. — „Sprich gleich, wer hat

Dich abgeschickt, wenn ich nicht die Wahrheit aus Dir herausklopfen soll!"

Er ergriff ihn heftig bei der Brust und drückte ihn fest gegen die Wand. Die Mütze fiel von Barkow's Kopf, er wurde leichenblaß.

„Gregor Alexejewitsch! Ums Himmels willen beruhigen Sie sich! ... Ich will ja heute weiter gar nichts von Ihnen ... Ich komme schon ein anderes Mal wieder. ... Lassen Sie mich ... Wollen Sie mich, zum Teufel, wohl loslassen! Wie unterstehen Sie sich? ..."

Lukin jedoch wußte in seiner Wuth nicht mehr, was er that. Der Anblick des Menschen, der ihn für sein ganzes Leben unglücklich gemacht hatte und der Gedanke, daß er gekommen, sein teuflisches Werk zu vollenden, brachte die ganze Wuth, die so viele Jahre in ihm gekocht hatte, wenn er nur jenes Schurken gedachte, zum Ausbruch. Er faßte seine Reitpeitsche fest mit der rechten Hand.

„Wie ich mich unterstehe? ... Du hältst mich wohl schon für Deinen Leibeigenen? Wart', ich will Dir zeigen, wie ich mich unterstehe! ... Aha, Du bist gekommen, mit mir Abrechnung zu halten? ... Und Du glaubst, ich werde Dich nicht für alles, was ich Deinetwegen erduldet habe, bezahlen lassen? Rabulist! Judas! Wage es nur, das geringste Wort hier gegen Jemanden laut werden zu lassen und Du bist ein Kind des Todes! Zermalmen werde ich Dich, todtschlagen wie einen räudigen Hund! ...

Jeden Augenblick ein Unglück erwartend, machte Barkow die heftigsten Anstrengungen, sich aus seinen Händen loszureißen.

„Hülfe! Rettung!" schrie er laut, Lukin zurückstoßend.

Dieser aber hielt ihn mit eisenfester Faust. „Wenn Sie mich nicht gleich loslassen, werde ich meine Klage dem Gouverneur einreichen!“

„Nun so thu's, Schurke!“ Ein kräftiger Peitschenschlag über Kopf und Gesicht erschallte im Hofe.

Barkow schwankte. „Hülfe! Rettung!“ schrie er noch lauter und stürzte auf Lukin zu. Im selben Augenblick jedoch lag er am Boden und Schläge ohne Zahl fielen auf ihn herab. Mit zerrissenen Kleidern, blutrünstig und kothbesudelt erhob er sich. „Hülfe! Hülfe!“ versuchte er ein drittes Mal zu schreien und wieder stürzte Lukin wüthend und mit erhobener Peitsche auf ihn zu.

„Herr! Ach Herr! Lassen Sie ihn, Sie schlagen ihn ja todt! Bei Gott, Sie schlagen ihn ganz todt!“ rief Lukins Diener, welcher geschlafen hatte, aber vom Lärm erwacht war und auf die Treppe hinausgelaufen kam.

Wie betrunken hin und her wankend und das Gesicht mit dem Tuch bedeckend, schleppte sich Barkow nur mühsam in seinen Gasthof zurück. Sein Diener schlug bestürzt die Hände zusammen, als er ihn so jämmerlich zugerichtet kommen sah. Es war derselbe Fedor, den er vor sieben Jahren mit sich in Schgutow gehabt hatte.

Zwei Tage waren vergangen. Das Gewitter zog sich von allen Seiten zusammen . . . Am dritten kam der Oberst Sinitzin bereits früh Morgens zum Gouverneur und saß bei ihm sehr lange. Kaum war er weggegangen, als Fedor Leontjewitsch heftig klingelte. Der Diener erschien.

„Begieb Dich auf der Stelle zu Gregor Alexejewitsch und sag ihm, daß ich ihm befehlen lasse, augenblicklich bei mir zu erscheinen, hörst Du, augenblicklich!“

„Zu Befehl, Excellenz."

Seine Excellenz war sichtlich bedeutend aufgeregt. Er drehte sich auf seinem Stuhle hin und her, warf seine Cigarre ins Feuer und rauchte gleich darauf wieder eine andere an. Dann sprang er unruhig auf und ging, die Hände auf dem Rücken, eine Zeitlang nachdenklich im Zimmer auf und ab. Nun setzte er sich wieder, sah auf die Uhr und versuchte zu arbeiten. Aber es wollte nicht gehen, nichts brachte er zu Stande, seine Gedanken waren zu sehr anderweitig beschäftigt. Endlich sprang er wieder auf und begab sich nach dem Schlafzimmer seiner Frau.

Sophie Ossipowna war eben erst aufgestanden und Duniäscha's Stimme, die sie ankleidete, bei ihr hörbar. Der General klopfte an dem Boudoirzimmer an ihre Thür.

„N'entrez pas!" schrie Sophie Ossipowna.

„Ma chère amie, beeile Dich, bitte," rief er ihr französisch zu. „Ich habe Dir etwas sehr, sehr nothwendiges mitzutheilen, ich muß mit Dir über eine höchst wichtige Sache berathen und zwar gleich, hörst Du, Sophie, auf der Stelle."

„Gleich, gleich, ich höre schon."

Einen Augenblick später öffnete ihm Duniäscha die Thür.

„Sei so gut und schicke das Mädchen hinaus," sagte Fedor Leontjewitsch, ins Zimmer tretend.

Duniäscha ging unzufrieden hinaus. Er bückte sich zu ihr hinab und flüsterte ihr lange etwas in's Ohr. Neugier, dann Verwunderung, endlich Unruhe, Angst und Schreck malten sich nach einander auf ihrem Gesichte.

„Was ist das für ein Unsinn?" sagte sie, sich stolz aufrichtend, als er geendigt hatte.

Einen Augenblick stand sie in Gedanken versunken, dann fuhr sie entrüstet fort, obgleich ihre Stimme zitterte:

„Das ist eine niederträchtige Verleumdung! Man muß ihn sogleich rufen lassen, ihm alles mitzutheilen.“

„Ich habe bereits nach ihm geschickt,“ antwortete Fedor Leontjewisch.

„Verleumdung!“ wiederholte sie, wie zu sich selbst.

„Ja, Gott weiß!“ antwortete Fedor Leontjewitsch, den Kopf schüttelnd. „Jedenfalls hat er eine große Dummheit begangen. Er hat diesen Menschen halb todt geschlagen ... den Denunzianten ... der Gensd'armenoberst hat ihn gesehen ... er liegt zu Bett ... der Kreisarzt war vorgestern auch schon bei ihm, hat ihm ein Zeugniß ausgestellt, welches der Denunziation beigelegt ist. Jedenfalls eine schmutzige Geschichte!“

Sophie seufzte laut auf.

„Und wieviel Mal hat er mir nicht schon die größten Unannehmlichkeiten bereitet. Es wird schon zu arg! Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun soll! Der Rapport ist Sinitzin schriftlich gemacht und muß weiter nach Petersburg gehen ... ich kann doch nicht die Verantwortung für alle seine Dummheiten auf mich nehmen. Mag er sich selbst herausbeißen, wie er will. Ich werde ihm das sagen ... Ein ganzer Haufen Beschuldigungen: ein falscher Paß, Pseudo-Name, Entweichung vor Wechselhaft, Gewaltthätigkeit und weiß der Kukuk was noch Alles. Ich kann noch gar nicht recht klug daraus werden. Ich geb ihn auf! ich kann und kann es nicht mehr mit ihm aushalten!“

Fedor Leontjewitsch hatte furchtsam angefangen, als

er aber sah, daß Sophie schwieg, war er mehr in Harnisch gerathen und ließ seinem Aerger freien Lauf.

„Ich sage mich von ihm los!“ schrie er im knirschenden Gewalttone, „ich übergebe ihn dem Gesetze; ich will mich nicht weiter mit solchen Gemeinheiten beschmutzen! . . .

„Du sagst Dich von ihm los? übergiebst ihn dem Gesetz?“ unterbrach ihn plötzlich Sophie Ossipowna mit strengem, vorwerfendem Tone. — Wen willst Du im Stich lassen? Einen Menschen, der Dir seit sechs Jahren treu dient und den Du bisher nicht genug loben konntest? Wie edel das ist! . . . So lange er nöthig war, so lange uns seine Dienste unentbehrlich, hielten wir ihn und jetzt, wo er in Noth ist, wo er Freundeshand bedarf, jetzt sagen wir uns von ihm los? . . . Das wäre schändlich! . . .

„Das ist ja aber nicht das erste Mal, liebe Sophie, alles hat doch seine Grenzen,“ bemerkte Fedor Leontjewitsch schon leiser.

„Ehe man ihn solcher Gemeinheiten beschuldigt,“ fuhr Sophie, ohne auf ihn zu hören fort, „sollte man sich erst genau erkundigen, ob er auch solche Beleidigungen verdient? Wenn er zuweilen lustig lebt, sein Geld leichtsinnig vergeudet, oft zu liberale Gesinnungen äußert, an Festtagen nicht die Uniform trägt, auch des Sonntags nicht in der Kirche zu sehen ist, so braucht er ja darum noch kein Schurke zu sein. Wir kennen ihn seit sechs Jahren . . . er war diese ganze Zeit über in unserm Hause aufgenommen . . . Alle Welt weiß, auf wie freundschaftlichem Fuße er mit uns stand und welches Vertrauen wir in ihn setzten . . . und nun mit einem Male? . . .“

„Es ist ja noch nichts gegen ihn geschehen. Wir sprachen nur so darüber.“

„Wie, ist nichts geschehen? . . . Eine Denunziation wird gegen einen Beamten, der Dir unmittelbar attachirt ist, eingereicht und nicht einmal Dir selbst! Und wer reicht sie ein? Ein Wucherer, ein Jude, der da vielleicht fremde, auf spitzbübische Weise erpreßte Wechsel aufgekauft hat und den er gewiß, weil er es verdient, gestraft hat, davon bin ich überzeugt, denn ich kenne ihn zu gut: ohne gerechte Ursache hat er ihn nicht geschlagen! Wenn nun dieser Jude einmal klagen wollte, warum hat er sich nicht gerade an Dich gewandt? . . . Warum hat er Sinitzin seine Denunziation übergeben? . . . Wie dürfen sie sich nur unterstehen, zu glauben, daß Du ihn schützen willst! . . . daran ist wieder Deine Schwachheit schuld! . . . Sie halten Dich für eine Null . . . Wenn Du das alles so durchläßt, so wird es noch damit endigen, daß man gegen Dich selbst denunziren wird!“

„Was erlaube ich denn? . . . ich habe noch nichts gethan . . . und Sinitzin auch nicht. Sinitzin hat sich in der Sache benommen, wie es einem anständigen Menschen geziemt. Er hat die Denunziation angenommen, weil er sie, seiner Pflicht gemäß, nicht zurückweisen durfte, ist aber gleich darauf zu mir gekommen, um mich zu fragen, welche Wendung ich der Sache zu geben wünschte?“

„Nun und was hast Du ihm geantwortet?“

„Ich habe ihn gebeten nichts zu übereilen; habe ihn gebeten morgen wieder zu mir zu kommen . . . Ich kann sogleich doch nicht . . . Ich muß erst überlegen.“

„Was ist denn da noch weiter zu überlegen? Gleich

hättest Du ihm sagen sollen, daß Du die Sache niedergeschlagen haben willst ..."

Maewsky zuckte die Achseln.

„Wie Ihr Frauenzimmer doch urtheilt!" brummte er vor sich hin ... „Nur so niederschlagen! ... Als ob das nur so ginge ... um so etwas in's Werk zu setzen, bedarf es irgend eines Vorwandes; so ohne weiteres, auf türkische Weise, geht das nicht. Hier ist nicht genug: Ich will nicht und damit Basta! Man muß die nöthigen Formalitäten beobachten."

„Mein Gott, über Eure Formalitäten kann man den Verstand verlieren!"

„Jedenfalls muß man ihn ja doch fragen. Unmöglich kann alles nur so aus der Luft gegriffen sein."

„Höre, Fedor Leontjewitsch, wenn er auch wirklich auf eine oder die andere Art sich vergangen haben sollte, so ist es doch Deine Pflicht und Schuldigkeit, Dich seiner anzunehmen. Für Gott weiß was für Dummheiten einen Beamten zu verlieren, wie Du ihn nie wieder finden wirst."

„Aber um Gottes willen, liebe Sophie, was Du da Dummheiten nennst, ist nichts mehr und nichts weniger, als daß er einen falschen Paß hat, einen falschen Namen trägt, daß er gar nicht Alexejew heißt, sondern Lukin und auch das nicht einmal, daß er ein uneheliches Kind ist!"

„Was das für abscheuliche Lügen sind! ... Wenn irgend etwas Wahres daran wäre, würde er es mir, würde er es uns verborgen haben?"

„Jedenfalls muß man ihn aber doch fragen."

„Wann hast Du nach ihm geschickt?"

„Ei, längst schon. — He! wer ist da?"

Duniäscha kam in's Zimmer gelaufen.

„Erkundige Dich, ob der Diener schon zurück ist, den ich . . .“

„Er ist schon zurück, Excellenz, Gregor Alexejewitsch war nicht zu Hause, er ist ausgeritten,“ antwortete Duniäscha rasch.

Maewsky stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

„Eh quel malheur!“ flüsterte Sophie Ossipowna seufzend. — „Duniäscha komm, kleide mich an und laß die Pferde rasch anspannen! Nur rasch, um's Himmels willen, rasch!“

„Wohin fährst Du?“

„Ich fahre zu Sinitzin.“

„Wozu das? — Sophie, das schickt sich nicht, er wird ja morgen früh selbst herkommen.“

„Ist denn wohl jetzt Zeit daran zu denken, was sich schickt und was sich nicht schickt, wenn das Schicksal eines Menschen auf dem Spiele steht!“

„Ja, wie wirst Du denn aber so allein . . . Nimm doch Jemand mit . . . ich würde selbst, aber Du weißt wohl, der Anstand . . .“

„Nein, ich brauche Dich nicht . . . Du würdest mich nur geniren.“

„So schick doch wenigstens und laß erst nachfragen, ob nicht vielleicht Paul in der Stadt ist, heute ist Dienstag.“

Welch' ein Gedanke fuhr ihr plötzlich durch den Kopf? Sie stutzte einen Augenblick, dann wandte sie sich an ihren Mann:

„Ich werde selbst zu ihm anfahren,“ antwortete sie. „Jetzt geh nur, geh, ich muß mich ankleiden . . . Doch wart, — man muß ein paar Worte an Gregor Alexejewitsch

schreiben, daß er auf der Stelle zu uns kommt, sobald er nur zurückkehrt . . . Schreib' Du ihm . . . oder nein, — ich werde selbst schreiben . . . So geh' doch," wiederholte sie, faßte ihn beim Arm und führte ihn zur Thür.

Der General entfernte sich.

„Oh! mon Dieu, mon Dieu! Que je suis malheureuse!" seufzte sie, warf sich auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Fünf Minuten später war der Zettel an Gregor Alexejewitsch geschrieben und in seine Wohnung geschickt, auch einige Leute, unter ihnen Duniäscha selbst, abgeschickt, ihn überall in der Stadt aufzusuchen.

Lebell war unterdessen in die Stadt gekommen, hatte sich umgekleidet und wollte eben ausgehen, als der Wagen des Gouverneurs an seiner Thür vorfuhr.

„Sophie, chère amie! Sie sind es?" sagte er, seiner Cousine entgegen gehend. „Und schon so früh? Was soll das bedeuten? Was fehlt Ihnen? Wie aufgeregt Sie sind? . . ."

Ohne ein Wort zu antworten, ohne Burnous und Hut abzunehmen, eilte sie zu ihm ins Kabinet und warf sich auf einen Lehnstuhl.

„Sophie, um Gottes willen, was fehlt Ihnen?"

„Eine höchst unangenehme Geschichte führt mich zu Ihnen," antwortete sie. „Ich fahre sogleich zu Sinitzin . . . Man hat eine Denunziation gegen Gregor Alexejewitsch eingereicht . . . Man beschuldigt ihn der abscheulichsten Sachen: als ob er einen falschen Paß habe, einen falschen Namen führe, Wechsel unterschrieben . . . Jemanden geschlagen habe . . . que sais-je. Ich bin zu Ihnen gekom-

men, Paul, Sie sollen mir rathen. Sie haben vielleicht schon etwas davon gehört?"

Bei dem Worte Denunciation wurde Lebell's Gesicht mit einem Male sehr ernsthaft; er konnte sich wohl denken, daß schon etwas geschehen sein mußte, doch glaubte er nicht, daß es Sophie so schnell erfahren würde. Während sie sprach, machte er schnell seinen Plan und beschloß die Umstände zu benutzen.

„Ich weiß manches, Gregor Alexejewitsch betreffend," antwortete er gelassen.

„Um's Himmels willen, verbergen Sie mir nichts! Ich will alles wissen. Sprechen Sie schnell, was wissen Sie?"

„Nur das, daß die Beschuldigungen, so viel ich aus Ihren Worten schließe, die volle Wahrheit enthalten."

Sophie wurde leichenblaß. „Mein Gott!" unterbrach sie ihn und schlug die Hände zusammen. „Kann das — kann das möglich sein?"

„Beunruhigen Sie sich nicht; er ist Ihrer Theilnahme nicht werth. Lassen wir die Denunziation bei Seite, ich will Ihnen nur erzählen, was ich aus einer ganz anderen Quelle weiß: Erinnern Sie sich noch Ihrer Warnung? . . . Nun, sie hat mich auf manches andere gebracht, was ich längst hätte wissen sollen . . . Ihre Vermuthungen, hinsichtlich meiner Mascha waren . . . wie soll ich sagen . . . theilweise richtig, nämlich in sofern, daß sie genöthigt worden war, vor mir und vor allen ein altes Geheimniß zu verbergen: Sie war mit Gregor Alexejewitsch, lange schon vorher, ehe ich sie heirathete und ehe sie mich kennen lernte, als er noch einen andern Namen trug, intim bekannt ge=

wesen . . . Als Gutsnachbarn waren sie fast zusammen aufgewachsen, hatten einander geliebt, natürlich, wie eben Kinder einander zugethan sind . . . Dann . . . Sophie! Mein Gott! . . . Was fehlt Ihnen?"

„Nichts, Paul, ich fühle mich unwohl . . . ein heftiger Schwindel . . . geben Sie mir schnell Wasser . . ."

Lebell lief hinaus und brachte ein Glas, doch konnte sie keinen Tropfen hinunterbringen, ihre Kehle war wie zugeschnürt. Er griff sie bei der Hand, diese war eiskalt. So lag sie halb besinnungslos im Lehnstuhl, ein heftiges krampfhaftes Schluchzen brach aus, welches lange anhielt, bis endlich ein tiefer Seufzer ihr Luft schaffte und sie nach und nach wieder zu sich kam. Langsam richtete sie sich wieder auf, blickte Lebell traurig an, nahm das ihr dargereichte Wasser, trank einige Tropfen und sagte:

„Merci, mon ami! . . . Fahren Sie fort, ich muß Alles wissen!"

In kurzen Worten erzählte er ihr, was ihm noch von Lukin's Geschichte bekannt war. Als er jedoch zu den Begebnissen der letzten Zeit, dessen Begegnen mit Mascha kam, stotterte und erröthete er, indem er zu beweisen suchte, daß Mascha durchaus unschuldig sei, daß sie Lukin habe schwören müssen, ihn nicht zu verrathen und das fortwährende Mahnen an ihr Versprechen, das Verheimlichen, welches nicht in ihrem Charakter liege, sie endlich dahin gebracht habe, daß sie so schwer erkrankt sei. Die letzten Worte brachte er nur mühsam und mit fast heiserer Stimme hervor.

Sophie blickte ihn theilnahmsvoll an, ergriff ihn bei der Hand und flüsterte: „Mon pauvre ami, betrügen Sie sich

und mich nicht umsonst ... Ich weiß alles ... sie hat Sie hintergangen."

Lebell erröthete wieder über und über und blickte zu Boden. Zwei schwere Thränen rollten über seine Wangen herab ...

„Paul, Paul! mein Freund. Seien Sie ein Mann! — Ich könnte Ihnen auch ein Geständniß ablegen; Sie sind ja aber klug und verständig genug, Sie werden errathen, was ich verschweige und nicht wollen, daß ich ohne Noth vor Ihnen erröthe! ... Mon cousin! Mon frère ..." Sie umarmte ihn. „Wenn Sie wüßten, was mir auf dem Herzen liegt!" flüsterte sie. — „Doch jetzt ist keine Zeit, von unsern Gefühlen zu reden ... später einmal vertrauen wir einander unsern Kummer ... jetzt aber ... jetzt! ... Paul, ich habe Sie immer für einen Mann von festem Charakter gehalten; helfen Sie mir, helfen Sie mir, mich zu rächen!"

Lebell erbebte. „Rächen?" fragte er, ihr mit Verwunderung in's Gesicht blickend.

„Ja," antwortete Sophie. „Was finden Sie darin so Merkwürdiges. Ich will mich und Sie rächen! ... Kommen Sie zu meinem Manne. Ich weiß jetzt, was mir zu thun bleibt; Sie werden mir helfen! Kommen Sie, unterwegs werden Sie mir erzählen, wie Sie alles erfahren haben."

„Aber Sie wollten ja zu Sinitzin fahren?"

„Das ist jetzt unnöthig. Ich habe etwas anderes im Sinn."

Lebell wurde nachdenklich. Das Wort „Rache" hatte

ihn stutzen gemacht. Bis diesen Augenblick war es ihm nicht in den Sinn gekommen, daß sein Verfahren Rache sei. Er hatte geglaubt, nur sein Recht als Ehemann und Familienvater zu vertheidigen. Wollte er sich wirklich rächen? —

„Was denken Sie noch lange?“ fragte sie; „muß ich, ein Weib, Ihnen Muth einreden? Sie wollen die Hand nicht gegen den aufheben, der Sie so schwer beleidigt hat?“

„Ich?“ antwortete er, „ich habe vielleicht schon mehr gethan, als ich verantworten kann!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Das soll heißen, daß der Denunziant mehr als vierhundert Meilen von hier lebte und von nichts wußte . . . ihn für todt hielt. Ich habe ihm dessen Adresse mitgetheilt.“

„Sie?“ flüsterte Sophie, unwillkürlich schaudernd vor ihm zurücktretend, doch war das nur eine augenblickliche, edlere Regung, die eben so rasch anderen wilderen wich, Sie, Paul, hätten das gethan? . . . Hören Sie, Sie haben gut angefangen, jetzt heißt's aber ebenso endigen. Kommen Sie zu Fedor Leontjewitsch.“

Er zögerte noch.

„Ach was, hören Sie auf, sich zu schämen! Wozu sich unnütz Vorwürfe machen. Wir sind ja keine Kinder und wissen, was wir wollen. Kommen Sie — genug der Kindereien!“

Zehn Minuten später saßen sie in Fedor Leontjewitschs Cabinet und saßen da sehr lange. Nach zwölf erst fuhr Lebell fort; nach ihm verließ Sophie das Zimmer ihres Mannes. Sie war schrecklich anzusehen. Dunkle Flecken bedeckten ihr Gesicht, die bläulichen Lippen waren fest zusammengekniffen, in ihren teuflisch stolzen Augen brannte ein hämisch-boshaftes Feuer.

Kaum war der Gouverneur allein, so schickte er nach Sinitzin. In Gegenwart dieses Gensd'armenstabsoffiziers wurden dann einige Papiere ausgefertigt . . .

Alles dies geschah am Dienstag. Wie wir nun gehört haben, war Lukin bereits am Morgen ausgeritten. Als er bei Lebells Wohnung vorbeikam, sah er wie die Pferde, die diesen zur Stadt gebracht hatten, eben ausgespannt wurden. Das war es, was er längst gewünscht hatte. Im schnellsten Trab machte er sich auf den Weg nach Sorokino. Dort angekommen, stieg er rasch vom Pferde und eilte nach oben. Im Gastzimmer spielten die Kinder. Während er diese liebkosete, kam die Wärterin aus dem Nebenzimmer und sagte leise:

„Pß! Mascha schläft."

„Ist Marie Wassiliewna noch nicht aufgestanden?" fragte ebenso leise Lukin.

„Ja, Herr, aber jetzt nach der Krankheit schläft die gnädige Frau oft am Tage im Lehnstuhl ein; sehen Sie, eben ist sie wieder etwas eingenickt."

Sie öffnete die Thür und zeigte auf einen Lehnsessel, welcher mit der Rücklehne zur Thür, am Fenster stand und in welchem er, von dem Platze aus, wo er sich befand, nur ein paar weiße breite Aermel und zwei über dem Knie gekreuzte abgemagerte, wie aus gelbem Wachs gebildete Hände sah.

Einen Augenblick stand er schweigend und ohne sich zu bewegen, nicht wagend einen Schritt vorwärts zu thun. Ein sonderbares, ängstigendes Gefühl, gerade als ob er sich in dem Zimmer einer Leiche befinde, bemächtigte sich seiner. In diesem Augenblicke ließ eins der Kinder ein Spielzeug

fallen. Die weißen Aermel machten eine kaum merkbare Bewegung.

„Sie ist aufgewacht,“ flüsterte die Wärterin und begab sich wieder zu ihrer Herrin. — „Gnädige Frau, Gregor Alexejewitsch ist da.“

Mascha erbebte und stand ohne ein Wort zu sagen auf. Lukin bemerkte, mit welcher Anstrengung sie sich auf den Lehnsessel stützte, als sie sich erhob und wie diese Hände zitterten.

„Mamachen, Mamachen, Gregor Alexejewitsch ist gekommen,“ riefen die Kinder munter und liefen zu ihr hin.

„Gut, meine lieben Engel, wo ist ist er?“ fragte sie, sich an die Wärterin wendend.

„Hier, gnädige Frau.“

Der Richtung ihrer Augen folgend, wendete sich Marie Wassiliewna langsam um . . . Fast hätte er laut aufgeschrien, vor ihm stand Mascha's Schatten: ein todtenblasses, wachsgelbes Gesicht mit erloschenem matten Blick; keine Spur mehr der schönen dichten Flechte; an deren Stelle bedeckte ein anschließendes, weißes Häubchen den Kopf bis zur Stirn . . . Einen Augenblick blickten sich Beide stumm an.

„Sie erkennen mich nicht? Ja ich habe mich in der Krankheit sehr verändert,“ sagte sie endlich, ihm die Hand reichend.

„Mama hat jetzt eben so kurzgeschnittenes Haar wie ich,“ sagte der kleine Waßja.

Das Herz des Unglücklichen war zum Zerreißen voll. Er war nicht im Stande ein Wort hervorzubringen. — Was sollte er auch nach diesem Anblick noch sagen? . . . Warum er eigentlich gekommen, es hatte es vergessen . . . Das Vergangene war auf ewig verloren. —

Er trat näher zu ihr heran und küßte ihre Hand, kaum wissend, was er thue. Schweigend setzten sie sich einander gegenüber. Die Kinder waren unterdessen mit der Wärterin ins Gastzimmer zurückgelaufen. Lukin blickte zu Boden, er konnte den herzzerreißenden Anblick nicht länger ertragen, schwere Thränen entströmten seinen Augen.

„Mascha! theurer Engel, vergieb mir!" flüsterte er.

Als Antwort reichte sie ihm wieder ihre feine abgemagerte Hand.

„Ich bin gekommen, Dich noch einmal zu sehen und Deinen Willen zu vernehmen."

Der Ausdruck einer innern Erregung wurde in ihren Zügen sichtbar.

„Meinen Willen?" flüsterte sie, ihre großen weitgeöffneten Augen wie verstört auf ihn richtend. „Mein sündhafter Wille ist verdammt! . . . Bete Grischa, bete, daß Gott uns vergeben möge. Bete, daß uns nicht werde, was uns zukommt, sondern Gnade und Erbarmen!"

„Wenn wir einander nicht mehr sehen können . . ."

Sie schüttelte traurig das Haupt.

„. . . so ist meines Bleibens hier nicht länger. Ich verlasse diese Gegend."

Mascha blickte ihn lange und aufmerksam an, sie schien ihn nicht recht zu verstehen, dann trübte sich ihr Auge, ein tiefer Seufzer entfuhr ihrer Brust, sie winkte abwehrend mit der Hand.

Wieder saßen Beide einander schweigend gegenüber; was auf ihrem Herzen lag, giebt Worte nicht wieder . . . Die Kinder waren unterdeß, spielend, wieder ins Zimmer gelaufen; sie nahm ihren Sohn auf den Schoß und lehnte ihr

bleiches Gesicht an sein rosenfarbiges . . . Lukin wurde die Qual unerträglich.

„Wir werden einander nicht wiedersehen?“ fragte er leise, mühsam seine Thränen zurückhaltend.

„Dort!“ antwortete sie, den Blick nach Oben richtend. „Ich werde bald dort sein.“

„Lebewohl!“ sagte er aufstehend, kaum seiner selbst noch mächtig.

Sie stellte ihren Sohn auf den Boden, erhob sich langsam und reichte ihm langsam ihre zitternde Hand. Ihre Augen waren trocken . . . Als er sich bückte und ihre durchsichtigen Finger küßte, schlug sie dreimal das Zeichen des Kreuzes über ihn, blickte ihm noch einmal ins Auge und winkte ihm mit der Hand weg . . . Er stürzte hinaus.

Während des ganzen Weges verließ ihn das bleiche, leidende Gesicht nicht mehr; er ritt ohne etwas vom Wege zu bemerken. Beim Stadtthor begegnete ihm Lebells Wagen. Er erhob zufällig den Kopf. Schweigend und starr blickten die Beiden einander an, die Pferde trabten weiter. Dieses Zusammentreffen brachte ihn wieder zu sich und erinnerte ihn an die bevorstehende Gefahr. Jetzt that Eile Noth, wenn überhaupt; doch konnte Uebereilung vielleicht verderblich sein; die Umstände mußten den Ausschlag geben.

Was für den Fall der Flucht möglich gewesen war, vorzubereiten, war geschehen. Ein neuer Paß mit einem ganz anderen Namen war ausgefertigt und lag in seiner Schatulle. Was er nur an Geld hatte auftreiben können, sogar seinen Gehalt bis zum letzten Augenblicke, im Ganzen eine nicht unbeträchtliche Summe, hatte er in seinem Taschenbuche bei sich. Ein Vorrath von Wäsche und Kleidern durch einen Riemen

verbunden in zwei Mantelsäcke gepackt, um sie nöthigen Falls über den Sattel auf's Pferd nehmen zu können. Mit einem Worte, er war vollkommen auf jeden vorkommenden Fall vorbereitet und konnte jeden Augenblick spurlos verschwinden — doch bisher schien noch keine Nothwendigkeit zu einer so verzweifelten Maßregel vorhanden. „Selbst", dachte er, „wenn auch wirklich eine Denunziation oder Klage erhoben werden sollte, dann ist es schwer anzunehmen, daß Barkow nicht, sobald es sein Zustand nur erlaubt, etwas dergleichen versuchen werde, wer weiß, ob es nicht vielleicht besser wäre, das Ungewitter erst abzuwarten und später S. zu verlassen."

Mit diesem Gedanken ernsthaft beschäftigt, war seine erste Frage an seinen Diener, ob Jemand nach ihm gefragt habe?

„Ja wohl, Gregor Alexejewitsch", antwortete jener, vom Gouverneur ist man schon dreimal hier gewesen. Sie werden gebeten, auf's schleunigste hinzukommen . . . . einer höchst wichtigen Sache wegen."

Heftig schlug das Herz in seiner Brust: er kniff die Zähne zusammen: „Aha," dachte er, „jetzt heißt's: wehr Dich! Kein Zweifel, der Schuß kommt von jener Seite!"

„Hier ist noch ein Zettel von der Generalin," fuhr der Diener fort. Rasch entsiegelte er denselben . . .

„Kommen Sie, lassen Sie alles liegen und stehen, ich muß Sie diese Minute, diese Sekunde sprechen . . . man hat eine Denunziation gegen Sie eingereicht.

Ihre treue Freundin S."

„Lukin blieb nachdenklich stehen. „Sophie verläßt mich nicht;" das schien sicher und ließ ihn hoffen.

„Befehlen Sie das Pferd abzusatteln?"

„Nein, wart' noch." Er ging in sein Kabinet, nahm sein Portefeuille nebst Geld, neuem Paß und was ihm sonst wichtig schien, aus seiner Schatulle und steckte alles in eine verborgene Tasche seines Rocks. „Für jeden Fall," dachte er. —

„Ist dieser Zettel schon lange hier?" fragte er zurückkehrend.

„Ja, schon länger als zwei Stunden, Gregor Alexeitsch."

„Und war noch später Jemand hier?"

„Duniäscha war hier, sich zu erkundigen, wohin Sie geritten wären."

Lukin setzte seinen Hut auf, und ging noch ein paar Mal im Zimmer auf und ab, warf sich dann auf's Pferd und ritt weg.

Kaum war er um die Ecke, als ein geschlossener Wagen vor seinem Hause vorfuhr. In demselben saßen der Polizeimeister, der Gensd'armenchef Sinitzin und der Gerichtsprokurator; dem Wagen folgte ein Gensd'arme zu Pferde.

„Gregor Alexejewitsch ist gekommen; er fragt nach Ihnen," meldete bald darauf der Diener an Sophie Ossipowna.

„Bitte ihn herein."

Lukin trat ein. Sie empfing ihn mit einem raschen, räthselhaften Blicke. „Venez ici, monsieur", sagte sie aufstehend, ihn leicht im Vorbeigehen grüßend und ihn in das Kabinet des Generals führend.

„Gregor Alexeitsch ist hier," sagte sie eintretend.

„Ah!" antwortete der Gouverneur aufstehend und auf ihn zutretend.

„Ich warte schon lange auf Sie: Kommen Sie her. Kennen Sie Dmitri Gejorowitsch Barkow?"

„So etwas, glaube ich, ja. Das wird nämlich wohl der

Schurke sein, den ich vorgestern auf meinem Hofe durchgepeitscht habe."

„Er ist mit Ihnen verwandt?"

„Nein."

„Er hat Wechsel von Ihnen in Händen?"

„Ebensowenig. Ich habe ihn vorgestern zum ersten Male in meinem Leben gesehen."

„Warum haben Sie ihn geschlagen?"

„Weil ich die Geduld mit ihm verloren hatte. Er drang in mein Haus mit so unbegreiflichen Drohungen und Forderungen, daß sie selbst einen langmüthigeren Menschen als mich würden wüthend gemacht haben."

„Was waren das für Drohungen? Was verlangte er von Ihnen?"

Lukin warf einen prüfenden, fragenden Blick auf Fedor Leontjewitsch und auf Sophie. In beider Augen war etwas, was ihm nicht gefiel, ihm verdächtig schien.

„Ihre Excellenz scheinen ein Verhör mit mir anstellen zu wollen?" fragte er. „Erlauben Sie jetzt, daß auch ich frage, auf welche Veranlassung hin?"

„Auf diese hin," erwiderte der Gouverneur, ein Papier nehmend und es ihm übergebend. Ist Ihnen nicht gefällig zu lesen, was man Hübsches von Ihnen schreibt?"

Lukin trat ans Fenster und fing an zu lesen. Sophie Ossipowna setzte sich. Fedor Leontjewitsch ging, die Hände auf dem Rücken, auf und ab.

Während alles so schwieg, wurde das näher kommende Rollen eines schweren Wagens hörbar; er hielt vor dem Hause an. Einen Augenblick später trat der Diener ein und flüsterte dem Gouverneur etwas ins Ohr.

„Ich lasse die Herren bitten zu warten," antwortete der Gouverneur halblaut, seiner Frau einen vielsagenden Blick zuwerfend.

„Nun, haben Sie gelesen?" fragte er.

„Jawohl, und ich muß gestehen, mit Verwunderung," antwortete Lukin, das Papier zurückgebend.

„Nun, und was können Sie dagegen einwenden?"

„Daß ich nicht begreife, welch' eine Rechtfertigung Sie von mir verlangen. Sie kennen mich seit sechs Jahren. Wenn ich im Laufe dieser Zeit nicht dahin gelangt bin, mir Ihr Vertrauen, in soweit wenigstens zu erwerben, um nicht von Ihnen in gleiche Linie mit dem ersten besten Schurken oder Verläumder gestellt zu werden, so habe ich weiter nichts zu antworten."

„Alles das ist sehr schön," antwortete der Gouverneur so aufgeregt, daß ihm die Hände zitterten, „können Sie mir aber nicht mittheilen, woher er alle diese Details genommen hat? Man müßte ja glauben, ein Mensch sei geradezu wahnsinnig, wenn er dergleichen Dinge ohne alle Beweise niederschreiben und der Behörde überreichen sollte."

Darüber mögen Sie denken, wie Sie wollen," antwortete Lukin den Kopf erhebend. — Ich fühle mich nicht befugt, die wahnsinnigen Erfindungen des ersten besten Verrückten zu erklären."

„Sie verweigern also jede Erklärung?"

„Unbedingt! Das ist nicht meine Sache. Wer Schurkereien der Art geschrieben hat, der mag sie auch beweisen."

„Denken Sie doch darüber nach, Gregor Alexeitsch. Wenn Sie dem Denunzianten die Beweise beizubringen überlassen, so muß ja eine gerichtliche formelle Untersuchung ein-

geleitet werden.“ Einen andern Ausweg sehe ich auch nicht, Fedor Leontjewitsch. Sowie die Sache steht, bleiben Ihnen nur zwei Wege: entweder die Denunziation dem Schurken ins Gesicht zu werfen, oder eine Untersuchung einleiten zu lassen.“

Nicht wissend, was er darauf erwidern sollte, blickte Fedor Leontjewitsch verlegen seine Frau an. Sophie Ossipowna trat näher:

„Ich verstehe Ihre Weigerung, uns eine Erklärung zu geben, monsieur Alexejew,“ sagte sie. — „Sie thun, als ob es für Sie eine Herabwürdigung wäre, sich zu verantworten und zu rechtfertigen, weil Sie von vorn herein ja wissen, daß Ihnen eine Rechtfertigung unmöglich!“

Lukin blickte sie an und ließ den Kopf hängen. Das hätte er im voraus wissen können! Der fatale letzte Zettel allein, den sie ihm geschrieben, hatte ihn irre geleitet, hatte ihn noch hoffen lassen. Jetzt blieb kein Zweifel mehr, sein Spiel war verloren! Er fühlte plötzlich den Boden unter seinen Füßen weichen und sich tiefer und tiefer sinken und ringsum nichts, sich aufrecht zu halten; alles düster, öde, traurig!

„Lassen wir die Denunziation bei Seite,“ fuhr sie fort. — Erklären Sie uns nur eins. — Wie hat das hohe, edle Gefühl Ihrer Würde, welches Sie hier jetzt kund zu geben scheinen, Sie denn nicht gehindert, uns sieben Jahre lang auf die unverschämteste Weise zu belügen? Hätten Sie nur in dienstlichen Verhältnissen zu meimem Manne gestanden, nun, ich würde Sie nicht so strenge gerichtet haben... Sie aber waren bei uns aufgenommen wie ein Freund, ein naher Verwandter ... und womit haben Sie uns belohnt? Konnten Sie glauben, daß ein offenes, freies Bekenntniß Ihnen bei uns geschadet hätte? Wir sind

weder Spione, noch Denuncianten. Alles hätten wir Ihnen verziehen — eins ausgenommen, den Betrug! Sie aber hegten gegen uns, die wir Ihnen wahrhaft zugethan waren, keine aufrichtige Zuneigung. Bei Ihnen war alles nur kalte, niedrige Berechnung! Sie haben wie ein Intriguant gehandelt, wundern Sie sich also nicht, wenn man gegen Sie wie gegen einen solchen verfährt."

Sie endigte, Gift auf den Lippen, Wuth und Rache im Herzen.

Wohl zum ersten Male in seinem Leben fand Lukin keine Antwort. Er ließ den Kopf hängen und schwieg. Der General hatte Thränen in den Augen. Schnell diese Scene zu beendigen wünschend, ging er in's Nebenzimmer. Man hörte ein kurzes Gespräch — einen Augenblick darauf kehrte er zurück und sagte: „Treten Sie gefälligst da hinein, man erwartet Sie."

Lukin verbeugte sich und ging hinaus. Im Cabinet blieben Fedor Leontjewitsch und Sophie allein zurück. Einen kurzen Augenblick stand sie wie erstarrt, dann stürzte sie zur Thür und legte ihr Auge an's Schlüsselloch. Wieder wurden einige Worte im Nebenzimmer hörbar, dann ein Säbel- und Sporengeräusch, darauf feste Schritte, die sich entfernten und wieder war Alles still.

Sie lief in's Vorzimmer und blickte von dort heimlich durch's Fenster. Die Hausthür öffnete sich, dasselbe Säbelgeklirre erschallte. Drei Militärpersonen, in ihrer Mitte ein vierter in schwarzer Kleidung, stiegen ein, der Wagen entfernte sich, dumpfer und dumpfer wurde sein Rollen auf dem Steinpflaster . . . alles war wieder still.

Ein schwerer Fall schreckte den General aus seinen Zimmern auf, er eilte in's Vorzimmer. Sophie lag besinnungslos am Boden.

Elftes Capitel.

Summa Summarum.

Zwei Monate und mehr waren seit Lukin's Arretirung vergangen. Man hatte ihn in's Stadtgefängniß gesetzt und die Untersuchung eingeleitet. Sie war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da die Sache schon vor sieben Jahren passirt und die Nebenumstände in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt waren. Die Zeugen lebten weit von S., ihre Reise dahin verlangte Zeit und Geld. Anfragen waren überall: nach Toropez, Weliki Luki, Jskow und St. Petersburg hingeschickt und manche Antwort konnte erst nach einigen Monaten eintreffen. Ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten jedoch ging die Sache vorwärts und nach der unermüdlichen Hartnäckigkeit, mit welcher die geringste Spur selbst verfolgt wurde, mußte man schließen, daß irgend Jemandes rachsüchtige Hand hier im Spiele sei, der die Energie der Untersuchungsrichter beständig anspornte. Der Angeklagte hatte das in seiner Lage einzig mögliche System des Leugnens angenommen; er ließ sich auf durchaus keine Erklärung ein und wenn man ihn über sein früheres Leben fragte, so war seine Antwort, daß dies nicht zur Sache gehöre und er nicht Lust habe, irgend Jemandes unnöthige Neugier zu befriedigen

Gegen dieses System hatte die Untersuchungs-Commission Anfangs gar keine Waffen als einen Zettel und die Wechsel, die der Angeklagte vor sieben Jahren unterschrieben hatte. Die Handschrift wurde seiner jetzigen ähnlich gefunden. Freilich war noch gegen ihn die radirte Stelle in seinem Attestat; dieser Umstand aber bekam erst nach einem Monate Bedeutung, als auf eine Anfrage an die Petersburger Universität nach dem Candidaten derselben, Alexejew, die Antwort zurückkam, daß ein solcher, d. h. Gregor Alexejewitsch Alexejew nicht existire, wohl aber ein Gregor Andrejewitsch Alexejew. Nun nahm man den Paß wieder und es fand sich, daß gerade die Buchstaben l, e, x, auf der radirten Stelle standen. Die Commission theilte Alles das dem Angeklagten natürlich nicht mit, sondern wartete auf weitere Beweise. Barkow, der nach Schgutow, Zeugen herbeizubringen, geschickt war, hatte, da er noch länger als einen Monat krank im Bette liegen mußte, nicht vor Oktober abreisen können und so verging eine geraume Zeit, während welcher Lukin Zeit genug fand, sich im Gefängniß umzusehen. Ein leeres Zimmer, kahle graue Wände, Eisengitter vor den Fenstern; diesen gegenüber die Gefängnißmauer und ein schmales Stück Himmel, unten an der Mauer Nesseln, Disteln, Unkraut, — rings um dem Gefängniß der schmutzige Hof — die zweifarbigen Kleider, halb grau, halb schwarz, die eingenähten gelben und schwarzen Zeichen auf dem Rücken der Jacken, die bleichen Gesichter, die halb- und ganz rasirten Köpfe der Arrestanten, wie die geladenen Flinten mit den Bayonetten der wachhabenden Soldaten, alles das war ihm schon nichts Neues mehr.

Die Physiognomien der Arrestanten wie der Soldaten

fingen an ihm bekannter zu werden, zumal letztere ihm bald dieses, bald jenes besorgten, wofür er ihnen reichlich zahlte. Der alte Major, ihr Chef, wie der Aufseher grüßten ihn höflich; die wachhabenden Officiere unterhielten sich mit ihm und boten ihm Papyros an. Genug, er hatte sich zwar eingelebt, doch fühlte er sich einsamer und verlassener als je.

In seinem Herzen war ein anderes Gericht als das da draußen und das hatte ihn innerlich längst verdammt. Das Gefühl der Verzweiflung eines Menschen, der alles, was ihm je theuer und werth war, begrub, bemächtigte sich seiner Seele mehr und mehr und er murrte laut gegen das Unglück, das ihn von früher Jugend an verfolgt hatte. Hierzu kamen die peinlichen Verhöre, die traurige Ungewißheit, was ihm die Zukunft vorbehalte und die Qual der einsamen Haft. — „Wozu mich noch quälen, wozu leiden, wenn ein kühner Schritt alles beendigt?" dachte er zuweilen. „Lohnt es sich wohl der Mühe, mit solcher Hartnäckigkeit an dem jämmerlichen, beschmutzten Stück Leben, welches ich in Zukunft vor mir sehe, zu hängen?" — Eben diese Hartnäckigkeit aber wurzelte tief in seinem Charakter: Nicht nachgeben, den Kampf mit den Feinden gewinnen, das war's allein, was ihn noch an's Leben fesselte.

Ende Oktober waren einige neue Arrestanten, meist Vagabonden, im Gefängniß angekommen. Einigen derselben war die freie Wohnung nichts Neues und ein kalter Herbstwind auch gar nicht unangenehm; eine Ruhe bis auf Weiteres. Unter den Neu-Angekommenen traf Lukin einen Bekannten.

Eines Tages, als man ihn zur bestimmten Stunde aus seiner einsamen Zelle herausgelassen hatte, ging er in den

Hof hinab. Der Tag war kalt, die Luft feucht. Die Hände auf dem Rücken, die Cigarre im Munde spazierte er, ohne von Jemandem Notiz zu nehmen, längs der Gefängnißmauer auf und ab.

„Wer ist denn das?“ fragte einer der Neuangekommenen, ein vierschrötiger Kerl von etwa dreißig Jahren, mit blatternarbigem Gesicht und grauen, scharfen Augen, seinen Nachbar, auf Lukin zeigend.

„Der schwarze?“ antwortete der Nachbar. „Ach, der ist von jener Seite, von der adeligen.... Bereits im Sommer haben sie den eingesteckt und er sitzt immer noch.... Ein hiesiger Beamter, oder so was, der Teufel mag's wissen.“

Während er sprach, waren die scharfen Augen des ersten Arrestanten Lukin gefolgt; eins seiner Brauen hob er mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck empor, während er das andere zukniff.

„He, he, he!“ brummte er vor sich hin, während ein leises Pfeifen seine Verwunderung vollends ausdrückte.

„Guten Tag, Ihre Hochwohlgeboren“, sagte er aufstehend und dem Gegenstand seiner Neugierde nachgehend.

Dieser erhob den Kopf und blickte ihn starr an. Das Gesicht schien ihm bekannt; er suchte sich zu erinnern, wann und wo er diese Züge gesehen hätte, aber die Arrestantenkleidung und der geschorene Kopf desorientirten ihn ganz.

„Ist's doch nicht gar so lange her, daß wir einander gesehen — und haben mich ganz vergessen. Unser eins, scheint's, hat ein stärkeres Gedächtniß.“

„Wo hast Du mich denn gesehen?“

„Auch nicht weit von hier. Da, in der Nähe von Sorokino, meine ich.“

„Bah! ... Bist Du nicht der Pilger?"

„Ja, der Pilger, Ihre Hochwohlgeboren," antwortete er mit halb spöttischem Lächeln.

Das Gefühl tiefer Erniedrigung war auf Lukins Gesicht zu lesen; er senkte die Augen zu Boden und ging weiter.

Am andern Tage sah er den Vagabonden wieder auf dem Hofe. Als er bei ihm vorbeikam, nahm jener seine Mütze ab und grüßte ihn ehrerbietig. Schwer lag es an diesem Tage auf Lukins Herzen. Jemandes bleiches Gesicht im weißen Häubchen ließ ihm keine Ruhe ... Nachdem er ein paar Mal nachdenklich im Hofe auf und ab gegangen war, setzte er sich auf einen Haufen Bretter und stützte den Kopf mit beiden Händen. Ein tiefer Seufzer machte, daß er aufblickte. Neben ihm saß der Pilger.

„Wenn ich Sie so ansehe, Herr, so thut mir das Herz im Leibe weh," fing der Arrestant zurückhaltend an, „und zwar aus dem Grunde, weil Sie kein solcher Herr sind, wie die andern. Dies hier ist keine Art für Sie. Unser eins, den die Welt abgerieben und nicht verwöhnt hat, nun dem macht's nicht viel, aber Ihnen muß es hier salzig schmecken ..."

Lukin blickte ihn neugierig an.

„Salz bleibt jedem Salz; Euch vielleicht grobkörniger, uns feiner, das ist der ganze Unterschied."

„Gewiß, Herr! Doch denken nicht viele Herren von uns „schwarzem Volk" so wie Sie. — Da ist z. B. Ihr Kamerad ... der hat's schon gar zu eilig. Gleich arretiren! ... Und wofür? ... Ein Rubellicht würde ich vor's Heiligenbild stellen, wenn der hier an Ihrer Stelle wäre.

Ein Jahr möchte ich hier bleiben, wenn ich den hier sehen könnte!"

„Bist Du hier auf lange?"

„Ach was, auf lange? Ich bin hier, so lange mir's eben gefällt."

„Wie das?"

„Ja so, Herr," flüsterte er und zog seine Augenbrauen empor. — Wenn die Geschichte hier langweilig wird, so heißt's: auf Wiedersehn, Liebchen. Vergiß nicht, wie ich mich nenne!"

Lukin spitzte die Ohren, doch traten in diesem Augenblicke andere Arrestanten auf sie zu und ihr Gespräch wurde unterbrochen.

„Wie heißt Du," fragte er ihn aufstehend.

„Ich nenne mich Sidor, Ihre Hochwohlgeboren."

„Sidor? Gut, das ist der Vorname, aber weiter, Dein Zuname?"

„Weiter ist nichts da, bitte nicht übel zu nehmen; zwar hatte der Fuchs einmal einen Schwanz, den haben aber die Hunde abgebissen."

Lukin kehrte in sein Zimmer zurück, über das Gehörte nachdenkend. Das Gespräch mit dem Arrestanten ging ihm den ganzen Abend im Kopfe herum. Es brachte auf seine müde Seele eine erkräftigende Wirkung hervor. Aus jener andern, verachteten Welt hatte er einen freundlichen Ruf gehört, der ihm Muth, Hoffnung machte. Sidor hatte ihn beschämt und wuchs in seinen Augen zum Stoiker, zum Philosophen, der auf ihn wie auf ein verweichlichtes Kind herabsah. — Sein Gespräch hatte überdies von einer Möglichkeit gesprochen . . . Dieser dunkle Punkt mußte aufgeklärt werden . . . „Wer weiß?" . . . dachte er.

Zwei Tage später trafen sie wieder zusammen; es zog sie etwas zu einander. Lukin war absichtlich auf die Seite gegangen und, siehe da — Sidor war gleich bei ihm. So fing ihre Bekanntschaft an. Lukin leitete das Gespräch auf die bekannte Frage, doch antwortete Sidor anfangs ausweichend und doppelsinnig, das Terrain gewissermaßen sondirend, ehe er einen Schritt weiter thue.

„Eine alte Geschichte," sagte er, „Stunde und Stunde sind verschieden, Mensch und Mensch ebenso. Unsere Bauernsprache ist meist dumm und unverständlich; doch könnt's vielleicht sein, das etwas herauszufinden ist, was dahin paßt, wohin's gehört. Unser einfältiger Bauernverstand kalkulirt so: Wenn Du blanke Rubel bei Gelegenheit nicht zu schonen brauchst, kannst Du Deine eigene Kost speisen, wo Du willst, Dein Weg wird überall eben und glatt sein. — Nirgends ist da ein Schlagbaum für Dich, steinerne Mauern stürzen zusammen, Schlösser öffnen sich . . . alles ist Larifari! . . . Hast Du aber nichts Blankes in der Tasche, nun, so sei mit jedem Winkel, mit jeder Kost, die Du umsonst hast, zufrieden; ist sie gleich salzig, so ist sie doch immer süßer als des Nachts im Winter zu bivouakiren im feuchten, kalten Walde, im Gebüsch, oder gar bis zum Gürtel im Morast, wo Du Hunger und Kälte und Angst übergenug ausstehst."

Lukin verstand und schrieb sich das Gehörte hinter's Ohr. — Von dieser Zeit an kamen sie oft auf dem Hofe zusammen und aus des schlauen Vagabonden Reden und Erzählungen lernte Lukin Sachen, von denen er bisher keinen Begriff gehabt hatte. Es war gewissermaßen eine Reise in eine neue unbekannte Welt, welche jedem Gliede der höheren Gesellschaftsschichten unzugänglich bleibt. Etwas Bekanntes,

Verwandtes athmete ihm aus diesen Geschichten entgegen. Gehörte er nicht auch einerseits in diese unterirdische Sphäre? War er nicht auch einer von den Maulwürfen? Das Schicksal hatte ihn, wie scherzend, nach oben geworfen; doch hatte er sich da oben nicht heimisch gefühlt, man hatte ihn da verfolgt, unterdrückt, weil seine Natur ihrem Instinkte folgte. Er hatte gewühlt und gegraben, bis er endlich wieder in seine unterirdische Welt zurückgekommen war.

Noch ein Monat verging. Die Untersuchung machte rasche Schritte vorwärts. Aus Weliki Luki war nämlich die Erzählung des ganzen Herganges, den Tod des Studenten Lukin betreffend, angelangt und fast zur selben Zeit zwei Zeugen aus Toropetz eingetroffen.

Eines Abends kehrte Lukin bleich und verstört aus dem Verhör in sein Zimmer zurück. Man hatte ihn nämlich seiner alten Amme Anißia und seinem Milchbruder Andrej gegenübergestellt. Beide hatten ihn erkannt. Andrej laut aufgeschrien, die Amme, welche anfangs geglaubt, einen Todten zu sehen, war ihm zu Füßen gesunken, um laut schluchzend, dieselben zu küssen. Lukin hatte zwar Beide verleugnet, doch nicht Festigkeit genug besessen, seine Rolle ohne Fehler bis zu Ende durchzuführen. Thränen waren auch in seine Augen getreten und seine Stimme hatte gebebt. — Zu Ende der Sitzung war ihm dann mit einem Male alles vorgelesen, was die Untersuchung über ihn ermittelt hatte und ein Geständniß verlangt worden. Er leugnete alles ebenso beharrlich wie bisher, doch wußte er jetzt, daß das die Sache nur noch einige Zeit länger verzögern könne, daß sie aber verloren und jedenfalls sehr schlimm endigen müßte. Er kannte den Paragraphen des Kriminalgesetzbuches auswendig,

der ihm sein Urtheil sprach. Der letzte Hoffnungsstrahl erlosch; das letzte Band, das ihn an die Gesellschaft fesselte, zu welcher er sich bisher gezählt hatte, war zerrissen. Langsam, langsam wendete er nun seinen müden Blick nach einer ganz andern Seite — dahin, von woher ihm die blatternarbige Fratze Sidors entgegengrinste.

Ihre Gespräche verlängerten sich und Manches erzählte noch dieser geriebene Philosoph der tiefen Urwälder und einsamen Landstraßen. Sidor hatte vieles von glücklichem Entkommen, von der Kühnheit kleiner entschlossener Banden und dergleichen mehr gesprochen, doch immer auf „Geldmittel" als auf die conditio sine qua non, den Schlüssel, der alle Schlösser öffne, angespielt, so daß endlich, nachdem Lukins letzte Hoffnung dahin war, dieser Punkt von ihm auf eine Weise beantwortet wurde, daß die grauen Augen Sidors vor Gier leuchteten und ein gellender Freudenpfiff von seinen Lippen ertönte. —

Ende November traten kalte Tage und dunkle Nächte ein. Ein heftiger Nordwind wehte. Von der Mündung der Petschora über die ungeschützten Ebenen hinabblasend, brachte er Frost mit sich. Auf dem Flusse fing das Treibeis an sich zu zeigen. In Folge dessen wurde die Schiffbrücke auseinander genommen und die Verbindung zwischen beiden Ufern theilweise unterbrochen. Am andern Tage war der ganze Fluß, so weit man nur sehen konnte, mit einer langsam schwimmenden dichten Masse Treibeis bedeckt. Gegen Abend, noch ehe es ganz dunkel war, hatten sich auch die beiden Ufer mit Eis bedeckt und allgemein glaubte man in der Stadt, der Fluß werde während der Nacht fest genug frieren, um am andern Tag die Passage zu erlauben. Die Post

und zwei Couriere warteten mit Ungeduld darauf. Es wurde dunkel; schwere graue Wolken bedeckten den herbstlichen Himmel, von einem Ende des Horizonts bis zum andern; kein Sternlein war zu sehen. Die Nacht brach an, so finster, daß man einige Schritt vom Ufer bereits nichts mehr unterscheiden konnte. Vom jenseitigen Ufer blickten nur die Lichter der Laternen wie eine Reihe schwacher Punkte durch den Nebel und das eigenthümliche Geräusch der sich aneinander reibenden und bröckelnden Eisschollen unterbrach allein die Stille der Nacht.

In dieser selben Nacht wurde im S*'schen Stadtgefängnisse plötzlich Allarm geschlagen. Die Patrouille, welche die Gefängnißmauern von außen zu umgehen hatte, fand die Schildwache gebunden, einen Knebel im Munde. Man brachte den Soldaten auf die Hauptwache und weckte den wachthabenden Offizier. Beim Verhör sagte jener noch zitternd und halb todt vor Schrecken, aus: „Wilde Teufel sprangen auf mich herab, warfen mich, ehe ich noch schreien oder mein Gewehr gebrauchen konnte, zu Boden, banden mich, verstopften mir den Mund, ließen mich liegen und stürzten davon.“ Unterdessen hatte man den Aufseher das Ereigniß wissen lassen. Dieser, ein alter Graukopf, eilte im Schlafrock und mit der Laterne in der Hand, ächzend und stöhnend herbei:

„Lukin ist entsprungen!“ flüsterte er dem Lieutenant in's Ohr, „und mit ihm noch drei aus der fünften Abtheilung.“

Der Lieutenant, ein noch junger Mann verlor den Kopf bei dieser Nachricht. Er lief rück- und vorwärts, schimpfte rechts und links, weckte die Soldaten und nicht viel fehlte, so hätte er den alten Unteroffizier mit dem

Pfeifenrohr geschlagen. Es verging eine geraume Zeit, ehe man herausbrachte, nach welcher Seite die Flüchtigen sich gewendet hätten. Sogleich wurde ein Bote zum Polizeiminister geschickt und der Lieutenant eilte ihm mit sechs Soldaten nach.

Man kam zum Fluß, — alles war still; keine menschliche Seele am Ufer, ringsum alles schwarz und dunkel, in der Mitte ein dichter Nebel und nichts zu hören.

„Das Eis scheint fest zu stehen," bemerkte der Unteroffizier, „die Spitzbuben müssen hinüber sein."

Einen Augenblick standen die Soldaten am Ufer. Der Lieutenant war unentschlossen, was er thun sollte. Auf den Rath des Unteroffiziers wurden, da der Uebergang doch nicht geheuer schien, Patrouillen den Fluß auf- und abwärts nach Erkundigungen geschickt. Die eine kehrte zurück und brachte ein Weib, welches versicherte, gesehen zu haben, wie ihrer Vier weiter oben, dem Kornmagazin gegenüber, über das Eis gegangen seien.

Man hatte sie kaum ausgefragt, als ein Soldat von der Wache gelaufen kam . . . Polizeiminister, Bataillonschef und Gerichtsprokurator waren auf die Wache gekommen und ließen den wachthabenden Offizier rufen.

Während dieses Wirrwars an der Seite des Flusses, wo das Gefängniß sich befand, waren die Flüchtlinge, mit ihnen Lukin, glücklich über's Eis gekommen und befanden sich schon jenseits der Stadt auf der Landstraße. Eine Stunde lang etwa verfolgten sie dieselbe, bald rasch gehend, bald laufend, dann schlugen sie sich links in den Wald. Ihr Uebergang über den Fluß war natürlich zu vermuthen, blieb jedenfalls kein Geheimniß und konnte sie nicht vor der Verfolgung retten, die ihnen ohne Zweifel weit nach jener Seite hin

würde nachgesendet werden; deßhalb mußten sie ihre Verfolger in dieser Meinung bestärken, um sie, so lange, wie möglich, auf der falschen Fährte zu lassen. Nachdem sie daher etwa sieben bis acht Werst diese Richtung verfolgt hatten, machten sie sich durch den Wald und kehrten wieder nach dem Fluß zurück.

Der Tag fing kaum an, zu grauen, als sie an dem Ort ankamen, wo sie den Rückweg über den Fluß nehmen wollten. Es war dies etwa fünf Werst unterwärts der Stadt. Der Wald, aus welchem sie eben hervorkamen, zog sich wie eine Wand, in kurzer Entfernung vom Flusse, längs demselben hin. Zwischen dem Walde und dem Ufer war ein öder Strich Landes, ab und zu mit niedrigem Buschwerk bedeckt. Bis hierher war so weit alles gut gegangen, in dem Augenblicke aber, als sie sich dem Ufer näherten, setzte sie eine unerwartete Entdeckung in Verlegenheit.

Der Fluß, an dieser Stelle bedeutend breiter, als bei der Stadt, wo das Eis durch eine Biegung im engeren Bette sich rascher gestaut hatte, war noch nicht ganz zugefroren. Die Schollen waren in langsamer Bewegung und im Begriff, sich festzusetzen, dem jenseitigen Ufer aber näher zog sich ein langer, schwarzer Streifen noch offenen Wassers hin. Das Ende desselben war der Biegung wegen nicht zu sehen, ebenso wenig wie das jenseitige Ufer; ein dichter grauer Nebel lag über dem ganzen Flußbette.

„Ei, Brüder!“ sagte Sidor, der zuerst den Fluß erblickte, „die Geschichte sieht dumm aus; Jemand muß einmal (nach der Richtung der Stadt zeigend) da etwas hinunter laufen und nachsehen, wo das verdammte Loch drüben ein Ende nimmt.“

Lukin wendete sich der Richtung zu und wollte gehen.

„Nein, Ihre Hochwohlgeboren, weder Sie, noch wir alle vier zugleich; damit nicht der Teufel etwa sein Werk im Spiel hat und uns vielleicht sieht. He, Du, Waniuscha, Dich kennt man hier nicht, lauf mal da hinab und wenn Du von Weitem siehst, wo das Eis fest ist, so kommst Du rasch zurück, wir legen uns unterdeß hier hin."

Der, dem er diesen Befehl gegeben hatte, ein kleiner gewandter Bursche, nickte blos mit dem Kopfe und verschwand sogleich.

Eine Viertelstunde war vergangen, die drei Zurückgebliebenen lagerten zwischen den Büschen; hin und wieder nur erhob sich ein Kopf, nachzusehen ob der Kamerad nicht komme. Unterdessen brach die Morgendämmerung an, ein matter, rother Schimmer wurde im Osten sichtbar.

„Er kommt!" flüsterte der dritte Flüchtling. Alle erhoben sich und bemerkten, wie ihr Bote aus allen Kräften lief, beständig mit den Händen winkend.

„Was soll's?"

„Schlimm steht's, Brüder, schlimm! Sie kommen zu Pferde!"

„Wer? wo?"

„Die Dragoner, Sidor Petrowitsch, die Dragoner, ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen."

„Und sie haben Dich auch gesehen?"

„Ja, leider haben auch sie mich gesehen, sie reiten hierher. Bei Gott, sie werden gleich hier sein, rasch in den Wald zurück."

„In den Wald? Dazu ist's zu spät." Sidor zeigte auf das reifbedeckte Gras, auf welchem alle ihre Fußspuren deutlich zu sehen waren.

„Nein Brüder, dahinüber müssen wir."

Sie wendeten sich dem Flusse zu. Der Nebel in der Mitte schien noch dichter geworden zu sein, das Krachen und Knistern war nicht mehr zu hören. Auch hundert Schritt etwa vom Ufer, soweit das Auge unterscheiden konnte, stand das Eis fest.

Lukin stürzte das Ufer hinab, hinter ihm drein Sidor, die andern stutzten und blickten zurück nach der Stelle, von wo die Gefahr nahete. Noch immer war nichts zu sehen; doch nun, dort am Waldes Rand, erschien ein Reiter.

„Die Dragoner!" erscholl der Unheilsruf wieder. Alle eilten ans Flußufer hinab.

„Mir nach, Brüder, mit Gott!" rief Sidor sich bekreuzigend und auf's Eis springend. Einen Augenblick später und alle waren im Nebel verschwunden . . . Fast zu gleicher Zeit kam eine kleine Abtheilung Dragoner rasch angeritten; voran der Polizeimeister und zwei Kosaken . . . der Letztere, der durch seine Kühnheit und Schlauheit bekannte Oberst B. war längst schon auf dem der Stadt gegenüber befindlichen Ufer angekommen und befand sich in der Nähe, als eine der von ihm abgesandten, kleinen Abtheilungen eine verdächtige Figur bemerkt hatte, welche wie ein Hase im Walde verschwunden war. Kaum hatte man es ihm wissen lassen, als er eiligst der frischen Spur folgte.

„Wo sind sie geblieben?" fragte er den Kosaken, „eben habe ich noch zwei von ihnen gesehen."

Dieser zeigte auf den Nebel: zwei schwarze Mützen waren noch undeutlich in demselben zu bemerken, bald verschwindend, bald wieder sichtbar.

Sogleich wurde der Befehl ertheilt, sich zu beeilen und

den Uebergang zu versuchen. Die beiden Kosaken gingen voraus, zehn Schritt hinter ihnen der Polizeimeister, dann folgte der Wachtmeister und drei Dragoner. Von den Zurückbleibenden wurden gleich einige herum in die Stadt geschickt, um am jenseitigen Ufer die Verfolgung aufzunehmen; die übrigen blieben bei den Pferden.

Doch weder von dem einen noch dem andern Ufer wurde irgend ein Erfolg erzielt. Der Kosakenunteroffizier, welcher vorausging, glitschte aus, fiel ins Wasser und wurde nicht mehr gesehen; sein Kamerad, der ihm helfen wollte, gerieth ebenfalls in Gefahr und wurde nur mit Mühe aus dem Wasser gezogen. Unter diesen Umständen fürchtete der Polizeimeister die Verfolgung fortzusetzen und kehrte um . . . Was jedoch aus den Flüchtigen geworden war — kein Mensch erfuhr es je! Während der Verfolgung war ein Schrei und ein Hülferuf vorn hörbar geworden; der dichte Nebel aber und die Dämmerung hatten verhindert, daß man das geringste unterscheiden konnte und also nicht wußte was geschehen war. Kaum war am jenseitigen Ufer die Nachricht von dem angelangt, was sich drüben ereignet hatte, so setzte sich sogleich eine Kosakenpatrouille zu Pferde, doch kehrten sie Abends unverrichter Sache, auf ermüdeten Pferden und ohne etwas gesehen zu haben, zurück.

Die allgemeine Meinung in der Stadt war, daß Lukin und seine Kameraden im Eise umgekommen seien. Viele zweifelten natürlich daran, um so mehr, da nichts zu hören war, daß ihre Leichen irgendwo aufgefunden worden wären; in der Folge ereignete sich auch nicht das geringste, welches nur irgend diesen Zweifel bestätigt hätte. Keiner der Flüchtlinge wurde je wieder gesehen. —

Was aber auch aus Lukin geworden sein mag; ob er im Eise umkam, oder mit seinem Kameraden in jenen wilden Gegenden lebt, wohin ihn dieser Stoiker lockte — wir nehmen es nicht auf uns, diese Frage zu unterscheiden; sie ist zur Beendigung unserer Erzählung überflüssig. Wie auch sein Ende gewesen sein mag, für jene Sphäre, in welcher er sich bisher bewegte, hatte er aufgehört zu existiren, seine Rechnung mit derselben war abgeschlossen. Wer da besser und reiner als er, der möge ihn richten und auch verurtheilen. Wir waren und sind seine Vertheidiger nicht und eben darum schweigen wir ..... nur noch einige Worte über jene Personen die ihn umgaben, hinzufügend.

Vor Marie Wassiliewna verheimlichte man das traurige Schicksal ihres Jugendfreundes. Lebell fürchtete eine Nachricht der Art möchte ihren Zustand verschlimmern, doch waren alle diese Vorsichtsmaßregeln überflüssig. Der Todesstreich war längst gegen sie geführt und dessen Folgen konnten nicht rückgängig gemacht werden. Sie siechte langsam dahin; von Tag zu Tag schwächer werdend, fühlte sie selbst ihr herannahendes Ende. Nachdem ihr noch das Abendmahl ertheilt worden war, nahm sie von Allen Abschied, segnete die Kinder und erlosch wie ein ausgebranntes Licht, mit ängstlichem Zittern und unbeendigtem Seufzer.

Lebell, dem diese Ereignisse tiefer zu Herzen gegangen waren, als er selbst gedacht hatte, war in kurzer Zeit grau und um zehn Jahre älter geworden. Sorokino wurde ihm unerträglich; er verkaufte es, reiste ins Ausland und ließ sich häuslich in Genf nieder. Sein künftiges Leben war der Erziehung seiner Kinder und religiösem Nachdenken geweiht. Er floh die Gesellschaft und nahm nur einen in

seiner Nähe wohnenden Pastor bei sich auf und hin und wieder einen durchreisenden Landsmann. Zur Zahl der Besuche, die ihm auf diese Weise zu Theil wurden, war einer, der ihn wieder in nahe Berührung mit Personen brachte, die eine nicht geringe Rolle in seinem Leben gespielt hatten. Es waren seine Cousinen Sophie und Helene. Beide trauerten, da Sophie vor Kurzem ihren Mann, den alten General verloren hatte. Die Schwestern waren nicht wiederzuerkennen. Helene, voll, rund und gesund, machte, daß einem das Herz im Leibe lachte, wenn man sie mit ihrer kleinen dreijährigen Tochter lachen und spielen sah, die, weiß und roth, ganz ihrer Mutter ähnlich zu werden versprach. Ihr Mann, der in Rußland geblieben, hatte sie mit ihrer Schwester zuerst nach Ems reisen lassen, von wo aus sie in die Schweiz gegangen waren. Sophie litt an keiner bestimmten Krankheit, doch war sie so schrecklich abgemagert, ihr Blick so bitter und feindselig geworden, daß es einem oft unheimlich in ihrer Nähe wurde. Nicht leicht hätte Jemand die muntere Weltdame von sonst wiedererkannt; stolz und schweigsam hatte sie sich ganz in sich selbst zurückgezogen. Mit Lebell allein lebte sie freundschaftlicher, als sonst Jemand und da er ein Haus in der Stadt und eine Villa am See hatte, so zogen die Schwestern zu ihm. Lebells Kinder hatten mit Helenens kleiner Tochter große Freundschaft geschlossen und gingen oft mit ihr und ihrer Mutter spazieren, unterdessen saßen Paul und Sophie allein zusammen zu Hause und lebten ihren Erinnerungen — das brachte sie einander noch näher.

Ende September kam die Zeit heran, wo Helene wieder zu ihrem Manne nach Rußland zurück mußte; Sophie sollte sie begleiten.

„Was eilen Sie so bald zurück?“ fragte Lebell eines Tages Sophie.

„Ich? . . . Paul, ich möchte, aufrichtig gesagt, wohl hier bleiben. Ist es die Luft oder sonst etwas, ich weiß nicht. Genug ich fühle mich so ruhig und viel wohler, seit ich hier bin.“

„Wenn dem so ist, so bleiben Sie doch hier. Ich miethe Ihnen ein kleines Haus oder noch besser, wenn Sie Klatschereien nicht fürchten, so bleiben Sie bei mir wohnen. Mir und den Kindern wird das ein großer Trost sein.“

„Mais c'est une sorte de proposition que vous me faites, Paul!“ sagte sie betrübt lächelnd.

„Quand même?“ antwortete er die Achsel zuckend. „Wir sind über die Zeit hinaus, wo dergleichen eine andere Bedeutung hat, als die einer Ceremonie. Meinen Kindern, weiß ich, wird es ein Glück sein, sie werden eine Mutter, keine Stiefmutter bekommen.“

„Chut! . . . Jetzt keine Sylbe mehr davon . . .“

„Aber Sie bleiben.“

„Ich muß ja wohl.“

Am folgenden Tage erfuhr Helene zu ihrer großen Verwunderung, daß die Schwester noch einige Zeit in Genf bleiben wolle.

Ein halbes Jahr später erhielt Helene Oßipowna von ihr einen Brief mit der Nachricht von ihrer Vermählung mit Paul. Das war das letzte bemerkenswerthe Ereigniß in Lebells und seiner Cousine Leben. Sie lebten still und friedlich, Sophie liebte die Kinder wie ihre eigenen.

Was die anderen Personen betrifft, auf deren Schicksal das unseres Helden Einfluß gehabt hatte, so endigten einige, wie es heißt, gut, andere schlecht.

Gut endigte Matjuschkin. Mit Hülfe von zwei oder drei Empfehlungsbriefen, die ihm Lukin gelassen hatte, gelang es ihm, aus seiner schlimmen Lage herauszukommen, seine Angelegenheit ziemlich zu ordnen und Emilie Pawlowna seine Hand anzubieten. Sie gab ihm zwar anfangs eine abschlägige Antwort, willigte aber endlich doch ein und die Hochzeit war bereits bestimmt; zu seinem größten Glücke jedoch lief die Braut ein paar Tage vor der Hochzeit mit einem Husarenlieutenant davon und reiste mit ihm ins Ausland, wo sie noch jetzt lebt . . . wie? darüber haben wir keine Nachricht. — Matjuschkin's Carriere ist allen Petersburgern bekannt. Nachdem er sich noch lange mit Stundengeben gequält hatte, erschien in der Welt die Photographie und er war einer der ersten, der die glänzende Zukunft derselben vorhersah . . . Jetzt hat er ein großartiges Atelier in der großen Morskoistraße, wohnt zwar einen Stock höher, als ein gewisser General, nimmt aber bedeutend mehr ein als dieser.

Schlecht endigte — Barkow.

Auf seiner Rückfahrt von S. nach Riäsan wurde er des Nachts von unbekannten Personen angehalten. Weder dem Fuhrmann, noch dem Diener geschah ein Leids; den Herrn brachte man jedoch mit durchschnittener Kehle auf die Station; er starb, ehe er noch Zeit hatte drei Worte niederzuschreiben.

Es war . . . kritzelte er mit zitternder Hand hin.

Wir wissen nicht, was er hingeschrieben, wenn er nur noch eine Stunde länger gelebt hätte; wer aber damit nicht zufrieden ist und seiner Einbildungskraft freien Lauf lassen will, der mag gern glauben, daß:

Er es war! —

Ende.